Hattingen den 1. August 1912. 19. Jahrgang. — Nummer 31.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie stehts aus in der Welt?

Fern von allem Hasten und Treiben der nimmermüden Politiker verbringt der

deutsche Kaiser

einige Wochen im hohen Norden. Die offiziellen Berichte lassen erkennen, daß der Monarch sich des besten Wohlbefindens erfreut. Wer aber glaubt, der deutsche Kaiser vertue seine Zeit, wie es bei Erholungsreisenden üblich, täuscht sich sehr. Gründlich werden die Stunden des Tages mit Regierungsgeschäften ausgefüllt, Vorträge entgegengenommen, Anordnungen getroffen und Befehle erteilt. Die nimmerruhenden Regierungsgeschäfte werden treulich erledigt. So halten die Hohenzollern Ferien. Und es ist gut so. Denn auf dem Welttheater versuchen sich heute die besten Kräfte. Da heißt es: Augen auf!

Neidisch verfolgen unsere Rivalen die Fortschritte unserer

Schiffsbaukunst,

die durch die große Bestellung der griechischen Regierung vor aller Welt aufs neue dokumentiert wurden. Aus dem internationalen Wettbewerb gingen die Vulkan-Werke Hamburg-Stettin siegreich hervor. Der Bau von 8 Hochseetorpedobooten und einem großen Panzerkreuzer wurden ihnen übertragen.

Der Kaiser sandte aus diesem Anlaß der Werftabteilung folgendes Telegramm:

Dem Vulkan sage ich meinen herzlichsten, aufrichtigen Glückwunsch zu dem wohlverdienten schönen Erfolge, auf den die gesamte deutsche Industrie mit Freude und Stolz blicken darf. Wilhelm.

In Berlin fand der englische

Hygienekongreß

statt, der sich mit all den großen und wichtigen Problemen des Heilwesens befaßte. Solche Veranstaltungen interessieren auch den schlichten Mann des Volkes, werden doch viele Vorschläge der Hygieniker nicht nur vom Staate, sondern auch von privaten Arbeitgebern zum Wohle der Menschheit in die Praxis umgesetzt. Um deswillen wird jeder Weitblickende die Verhandlungen mit Interesse verfolgt haben. Die Verhimmelung der Engländer, wie sie zum Beispiel vom „Berliner Tageblatt" getrieben wurde, war vollständig überflüssig. Seit Jahren waren bei den üblich gewordenen englischen Besuchen mit einem ganz besonderen Aufwand von Lungenkraft und Druckerschwärze deutsch-englische Freundschaftsversicherungen zum Ausdruck gebracht, daß man doch endlich auch die Frage nach den Früchten all dieses Feiern und Jubilierens stellen darf. Und da muß man bekennen: es bleibt alles beim alten. England haßt weiter, und Deutschland ist überglücklich, wenn es einem Trüppchen neugieriger englischer Vettern einige vergnügte Tage bereiten kann. Und sagt gar solch smarter Englishman den biederen Deutschen ein paar höfliche, freundliche Worte, dann fühlt man sich geehrt und achtet all die erhaltenen Nasenstüber gering.

Auf dem Festmahl der Hygieniker wurde den Deutschen manch Wort der Anerkennung aus englischem Munde zuteil; auch fehlte es nicht an der Versicherung freundschaftlicher Gefühle. Aber man tut gut, ihnen keine tiefere Bedeutung beizumessen, dann erlebt man auch keine Enttäuschung.

In Nürnberg fand unter außerordentlich großer Beteiligung das

8. deutsche Sängerbundesfest

statt. Aus allen Ländern waren die Verehrer des deutschen Liedes herbeigeströmt. Wenn die angegebenen Zahlen stimmen, sind 40 000 Sänger bei den großzügigen Veranstaltungen beteiligt gewesen. Der imposante Festzug währte 5 Stunden. Auf besonderem Festwagen wurde das „Volkslied" durch prächtige Kostümgruppen idealisiert.

Im gesprochenen und gesungenen Wort wurde das unentwegte Festhalten am Deutschtum impulsiv zum Ausdruck gebracht.

Solch patriotische Hochfluten sind gut und nützlich; leider ebben sie häufig zu schnell ab.

In

England

nimmt die Deutschenfurcht beängstigende Dimensionen an. Groß und Klein ist vom Furchtbazillus infiziert, selbst Männer, deren gewöhnlicher Mut über jeden Zweifel erhaben ist, sehen am lichthellen Tage Gespenster in Gestalt von deutschen Panzerschiffen und Torpedobooten, und diese Halluzinationen bewirken, daß Reden gehalten werden, über die in Deutschland 12jährige Jungen ihre Glossen machen.

Churchill, der englische Marineminister, schilderte in seiner Parlamentsrede die deutschen Flottenverhältnisse als mustergiltig und ideal; das Lob stecken wir in aller Ruhe ein. Wenn aber ständig gesagt wird, diese deutsche Flotte wird eines Tages England überfallen, dann kann man darüber nur herzlich lachen. Aber wer ein böses Gewissen hat, schiebt dem lieben Nächsten gerne seine eigenen Sünden zu. Wir bauen wahrhaftig keine Flotte, um England zu überfallen, sondern nur, um gegen Englands Umtriebe, die einer wahnwitzigen Politik entspringen, gerüstet zu sein. Wenn die Engländer ihrer Kriegslust einmal die Zügel schießen lassen, wird ihnen die deutsche Flotte einen warmen Empfang bereiten; aber selbst angreifen? fällt uns gar nicht ein.

Aber die großen Reden haben der englischen Regierung eine bewilligungsfreudige Mehrheit gebracht; mit erdrückender Majorität wurde der Bau von Großschlachtschiffen, über den Etat hinausgehend, beschlossen. Die englischen Politiker können jetzt in aller Ruhe Ferien machen. Das Vaterland ist gerettet.

Aber über Nacht loderts in irgend einem Weltwinkel des großen Kolonialreiches blutig rot auf. Nicht von außen, aber von innen werden Englands Säulen gestürzt. Es kommt ein Tag, an dem mächtige Fürsten des Kolonialreiches die Ketten brechen. Mit dieser Tatsache rechnen weitblickende englische Staatsmänner, darum die Furcht.

Frankreich

kommt aus der Sorge nimmer heraus. Der ganze Süden Marokkos hat sich gegen die französische Herrschaft erhoben, nachdem kaum der Norden mit Mühe und Not einigermaßen zur Ruhe gebracht worden war. Die Erregung der Eingeborenen gegen das fremde Protektorat soll ungeheuer sein. Agadir wurde von allen Europäern geräumt, da es von einem französischen Kriegsschiffe zur Strafe von Uebeltaten der Bewohner des Susgebietes beschossen wird. Auch aus Tarudant und Marakesch flüchteten alle Fremden. Nur der deutsche, der britische und der französische Konsul sollen zurückgeblieben sein. Der neue Gegensultan Hiba soll die Parole ausgegeben haben, alle Franzosen zu vertreiben und die neue Regierung auf Grund des Korans wieder herzustellen. Ganz Süd-Marokko, der Sultan und die halbe Sahara sollen hinter ihm stehen. Er hat alle Steuern aufgehoben mit Ausnahme einer kleinen Teesteuer und einer kleinen Bodensteuer. Die Lage wird als äußerst ernst angesehen, und die Franzosen sollen in Süd-Marokko noch eine härtere Nuß zu knacken kriegen, als im Norden und im Zentrum des Landes.

Die Meuterei unter den Matrosen der russischen Ostseeflotte

wird in einem soeben in Petersburg begonnenen Prozeß gegen 67 Matrosen der russischen Kriegsmarine grell beleuchtet. Obwohl die Verhandlung hinter verschlossenen Türen geführt wird, ist aus der Anklageschrift doch ersichtlich, daß im Jahre 1910 auf dem Schulschiff „Dwina" eine revolutionäre Organisation entstanden ist, die sich später auf alle Kriegsschiffe der Ostseeflotte ausbreitete und namentlich auf dem „Rurik" und dem „Cäsarewitsch" zahlreiche Anhänger fand. In diesem oder im nächsten Jahre sollte eine allgemeine bewaffnete Erhebung der ganzen Ostseeflotte stattfinden, welche die vor einigen Jahren in der Schwarzenmeerflotte erfolgte Meuterei weit in den Schatten stellen sollte. Die jetzigen Angeklagten beabsichtigen sogar, Petersburg zu beschießen und eine eigene Militärdiktatur einzusetzen.

Die

Türkei

macht augenscheinlich eine schwere Krise durch. Zwar ist ein neues Ministerium auf die Beine gebracht, nur ist es fraglich, ob es sich durchsetzt. Die Militärliga hat viel mehr Einfluß wie allgemein angenommen wird. Und in Albanien geht es drüber und drunter. Bei der geschickten Führung erringen die Rebellenten beachtenswerte Erfolge; durch den Uebertritt zahlreicher Offiziere werden die Arnauten in ihrem Eigensinn wesentlich gestärkt. Täglich finden harte Kämpfe statt. Zwar sendet die Regierung starke Truppenaufgebote in das Aufstandsgebiet; aber am Ende muß sie doch die Forderungen der Albanier erfüllen. Das bedeutet natürlich eine Erledigung des jungtürkischen Regiments.

Im tripolitanischen Kriege sind Hitzeferien eingetreten, nachdem dort die Temperatur auf 50 bis 55 Grad Celsius im Schatten hinaufgeklettert ist. Alle militärischen Operationen wurden eingestellt. Auch die Türken verschwanden von den Vorposten. Die Quellen in der Umgebung der Stadt Tripolis versiegten, das Wasser muß meilenweit herbeigeholt werden. Auch bei Ainsara, Sansur, Tobruk und den anderen Orten, bei denen häufige Scharmützel stattfanden, sind alle Operationen lahmgelegt. Eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten erscheint vor 14 Tagen völlig ausgeschlossen. — Das Bombardement von Hodeida im Roten Meere war belanglos.

Aus dem Leben eines Artisten.

Eine Geschichte aus dem Artistenleben von Metella Kron.

(Fortsetzung.)

„Die dumme Gans! Einem alten Mann seine eigenen Worte einzupökeln und sie dann andern vorzusetzen! So was tut man doch nicht! Dio — was schwatzt man nicht alles hin, wenn man im Schwatzen ist! Wenn man dafür einzustehen hätte, dann hätte man viel zu tun. Glaube nie, was andere behaupten, ich hätt's erzählt, denn es ist alles nicht wahr — alles gelogen. Und was den Peretti anbetrifft, so merk' Dir's — das ist ein anständiger Mann — nicht so'n alter Komödiant, wie ich. Daß der Direktor mich hier noch überhaupt auftreten läßt, hab' ich bloß dem Peretti zu danken. Verflucht mög' ich sein, wenn ich je wieder sage, daß er ein Vampyr oder ein Hexenmeister ist! Alter Lump, ich — alter Esel!"

Er hatte sich so in Zorn über sich selbst geredet, daß er abermals im Zimmer herumrannte, jedes Möbelstück angriff und damit auf die Erde stieß.

Darüber hörten beide nicht, daß es an die Tür pochte. Da kein „Herein" erfolgte, wurde dieselbe aufgemacht und Zora trat ein, lieblich wie immer in ihrem weißen Kleidchen, mit dem Vergißmeinnicht geschmückten Hütchen auf dem rotgoldenen Haar.

„Ah, Sennorita!" rief der Alte, gravitätisch ein Knie vor ihr beugend. „Wie kommt dieser Glanz in meine niedere Hütte?"

„Ich wollte mich bloß überzeugen, ob Toddy auch seine Unterrichtsstunden bei Dir nimmt, Cio," sagte das Mädchen. „Ist er auch fleißig, Cio? Macht er Fortschritte?"

„Hm! Na ja!" Der Klown kratzte sich bedenklich hinter den Ohren. „Offen gestanden — mit der Rechtschreibung — was man im populären Sinn Orthographie zu nennen pflegt — da hapert's noch immer. Und mit der Geographie — hm! Miesesiebe — Miesesiebe!"

„Cio —" flehte Toddy — „schweig' doch darüber."

„Na gut — Schwamm drüber! Es hat schon bessere Menschen gegeben, die nicht schreiben konnten — richtig, mein' ich. Karl der Große z. B. konnte nicht mal ordentlich lesen und an ihm gemessen ist unser Toddy doch bloß — hm! Aber setz' Dich, Zora, mein Seelchen, setz' Dich, ich bring' Dir'n Glas Ungarwein und Aprikosen."

„Nein, nein, laßt nur, Cio," wehrte sie. „Ich habe ohnehin keine Zeit, muß nach Hause. Wie gesagt, ich wollte nur fragen, wie Du mit Toddy zufrieden bist."

„Ach sieh 'mal, Seelchen, ob ich mit ihm zufrieden bin, darauf kommt am Ende wenig an. Wenn Du's nur bist und das Publikum — aber, das scheint mir —" er unterbrach sich, indem er sich auf den Mund schlug, als wollte er sich selbst Schweigen gebieten. Das war aber nicht leicht, schon seine Kollegen pflegten zu sagen, daß, wenn der Cio einmal stürbe, man seinen Mund noch besonders totschlagen müßte. So fuhr er denn auch jetzt, allen guten Vorsätzen zum Trotz, fort: „Glaubst Du nicht, Domina, Schöne der Schönen, daß so'n Eidechsenmann den Leuten mit der Zeit langweilig werden kann — zumal, wenn er bloß immer so macht?" Und wieder folgten die charakteristischen Bewegungen, mit denen er Toddys Leistungen parodierte. „Sollte sich neue Nüancen ausdenken! Wozu hat der Mensch Gehirn? Was?"

„Wenn Du nicht bleiben magst, Zora —" fiel Toddy, dem diese Reden in Gegenwart seiner Angebeteten ungemütlich waren, hastig ein — „so will ich Dich begleiten."

„Ist Deine Unterrichtsstunde denn schon zu Ende, Toddy?" erkundigte Zora in gouvernantenhaftem Ton.

„Für heute ja," antwortete statt jenes der Klown. „Wir haben den Miesesiebe durchgenommen und das ist für einmal mehr, als ein so erleuchteter Geist, wie unser Toddy einer ist, vertragen kann. Geht, Kinder, und überlaßt mich meiner Gicht. Und grüß' mir auch ihn, den großen Magier — wollte sagen, den großen Gelehrten Luigi Peretti."

Toddy und Zora reichten dem wunderlichen Mann die Hand und entfernten sich.

Draußen empfing sie goldener Mittagssonnenschein. Die Vesterbrogade durchflutete eine bunte Menschenmenge aus aller Herrn Länder, denn es war gerade in der Reisezeit, die neuerdings aus Kopenhagen eine große Karawanserei macht. Vor den großen Restaurants in der Nähe des Tivoli, bei Vivel, dem Hotel Nationale und dem Bazar-Kaffee saßen allenthalben fröhliche, geputzte Herren und Damen und ließen es sich wohl sein bei Speise und Trank. Die Herren trugen Rosen im Knopfloch und die Damen hielten Sträuße und blühende Zweige in den Händen. Es waren lauter Bilder voll Glanz und Lebensfreude. Und sie gingen weiter über den Raadhusplads. Auch hier dasselbe lustige Gewimmel. Vor dem Industriehotel, dem Restaurant Paraplyen und dem Metropole war's so voll, daß kein Platz leer stand, und an den Kiosken drängten sich die Leute, um Zeitungen und Ansichtskarten zu kaufen und Theaterbilletts zu bestellen.

Zoras Augen glänzten. „Wer auch darunter sein könnte!" meinte sie.

„Wollen wir uns irgendwo setzen und Eis essen?" schlug Toddy vor.

Sie wehrte jedoch ängstlich ab. „Nein, ja nicht, er will's ja nicht. Er ist ohnehin so finster in letzter Zeit — ich weiß nicht, was ihm ist, aber manchmal — fürchte ich mich vor ihm."

„Ist er denn böse? Zankt er mit Dir?" forschte der junge Artist.

Denkspruch.

Den meisten Menschen vergeht das Leben in der steten Erwartung des Zeitpunktes, an dem sie nun eigentlich zu leben anfangen werden.

Gewiß haben wir alle Ursache bei unserem schweren und oft auch gefahrvollen Berufe, Gott täglich zu danken; heute aber haben wir noch eine ganz besondere Veranlassung dazu. Lieben Leute, die älteren unter Euch

Stärkung in genügender Weise erfolgt war, stellten sich die Bergknappen zur Ausführung des von altersher üblichen Bergreigens auf. Er wurde mitten auf dem Festplatze ausgeführt, so daß alle von ihren Zelten aus

Waren die Stollengänge so niedrig, daß man sie nicht in aufrechter Haltung passieren konnte, und eine Luft herrschte hier unten, die dem Ungeübten das Atmen beinahe zur Unmöglichkeit gemacht hätte. Schweigend schritten die Männer dahin, hier und da einen kurzen

Amerika

sind Streiks noch immer an der Tagesordnung, aber der jetzt in West-Virginia wütende Kohlengräber-Ausstand beunruhigt nicht nur das wirtschaftliche Leben, sondern zeitigt auch Ausschreitungen, bei denen das Leben nichts gilt. In Point Creek — so heißt das Kohlengebiet — gingen mehrere Hundert Kohlenarbeiter gegen die Polizisten, welche die Gruben bewachten, vor und schleuderten Dynamitbomben gegen sie, worauf die angegriffenen Polizeitruppen mit einer Gewehrsalve, die mehrere Angreifer zu Boden streckte, die Antwort gaben. Damit war das Zeichen zu einem allgemeinen Kampf gegeben, der den ganzen Tag über dauerte und

90 Personen das Leben gekostet

haben soll. Um zu verhüten, daß Verstärkungen heranrückten, rissen die Arbeiter die Eisenbahnschienen auf und zerstörten die Telegraphen- und Telephonleitungen.

Damit glaubten sie aber noch nicht genug getan zu haben, denn während der Kampf in den Straßen auf das heftigste tobte, plünderte und zerstörte eine andere Abteilung der Streikenden die Häuser der Direktoren und Geschäftsführer. Mit besonderer Wut wurden die Streikbrecher angegriffen, von denen eine große Anzahl getötet wurde. Als die Wut und Erregung der Arbeiter noch wuchs, nahmen die Polizisten, deren Chef bereits gefallen war, Maschinengewehre in Gebrauch. Die Polizisten und Streikbrecher, die den Streikenden lebend in die Hände gerieten, wurden

mit Messern niedergemetzelt.

Schließlich zogen sich die Ausständigen in die nahe gelegenen Berge zurück, wo sie eine fast unüberwindliche Stellung einnehmen sollen.

Die Erbitterung der Kohlengräber ist durch das ablehnende Verhalten der Grubenbesitzer heraufbeschworen: eine Rechtfertigung für solche Exzesse ergibt sich daraus aber nicht.

Der Kaiser von Japan †.

Nach heftiger Krankheit ist der Kaiser von Japan am 29. Juli gestorben. Kaiser Mutsuhito war am 3. November 1852 geboren, als 15jähriger bestieg er den Thron seiner Väter, die schon über 2½ Tausend Jahre das Land regierten. 45 Jahre hat der Kaiser Mutsuhito die Geschicke seines Landes geleitet, gewaltige Umwälzungen haben sich vollzogen und all diesen Neuerungen und Umformungen brachte der Verstorbene das richtige Verständnis entgegen. Mutsuhito war ein Mann, der sich gern belehren ließ und auch schnell mit hellem Blick erkannte, welche Maßnahmen er zum Vorteil des ganzen Landes zu treffen hatte. Als man ihm daher riet, gewissermaßen einen Staatsstreich zu begehen und seine Residenz von dem alten Kioto nach Tokio zu verlegen, die geistliche und weltliche Macht in seiner Person zu vereinigen, da besann sich der junge Monarch keinen Moment und führte die Tat aus. Die Folge zeigte, daß er hiermit einen Schritt getan, der für die gesamte Entwickelung Japans von höchster Bedeutung war, denn in Japan begann nach dieser Umwälzung der europäische Einfluß schnell Eingang zu gewinnen und bei der hervorragenden Anpassungsfähigkeit der Japaner vermochten diese schnell sich alle Vorteile des Abendlandes anzueignen und so namentlich eine Industrie zur Entwickelung zu bringen, die heute für die europäische Industrie eine ernste Konkurrenz bedeutet.

Aber hierbei blieb der reformsüchtige Kaiser nicht stehen, sondern er verlieh seinem Volke eine richtige Verfassung, schuf ein Kabinett, an dessen Spitze ein Ministerpräsident mit neun Ministern stand. Hier waren es vor allem die Ministerpräsidenten Marquis Ito, welcher bekanntlich in Korea ermordet wurde, und Fürst Katsura, welcher zum Abschluß eines russisch-japanischen Vertrages in Petersburg weilte. Besonders Marquis Ito hatte sich insofern große Verdienste um Japan erworben, indem er sich bereits als Knabe nach Europa begab, sich in aller Herren Länder umsah und später in seinem Vaterlande die gewonnenen Kenntnisse mit großem Geschick verwertete. So fanden alle modernen Einrichtungen in Japan Eingang, vor allem die Eisenbahnen, Telephon und Telegraph, die Dampfschiffahrt und selbst unsere modernen Schulwesen, was ganz besonders hervorgehoben werden muß.

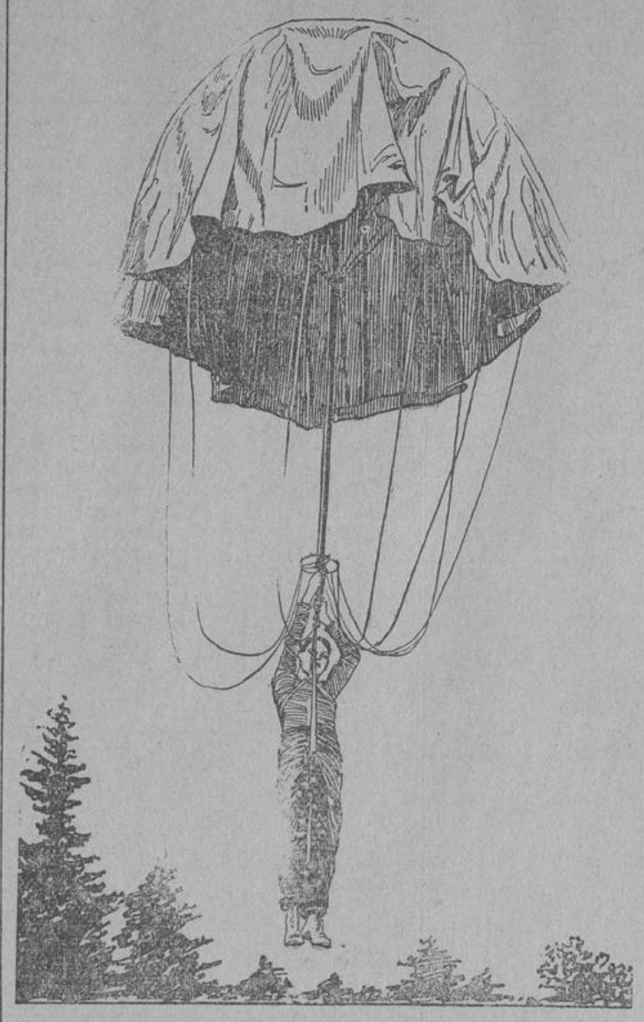
Und welche gewaltige Leistungen vollbrachten die Truppen des Kaisers in den Kämpfen mit China und Rußland. Von einem abgeschlossenen Inselreich zum Weltreich, das ist der Erfolg Mutsuhitos Arbeit für sein Volk und Land; jetzt ruht er aus von aller Sorge und Mühe.

Der Thronfolger, der älteste Sohn der zweiten Gemahlin des Kaisers, aus der Ehe mit der ersten früh verstorbenen Gemahlin waren Kinder nicht hervorgegangen, Prinz Yoshihito, wurde am 31. August 1879 geboren. Er wurde vor Jahren durch einen Deutschen, den jetzigen Universitätsprofessor Baelz-Stuttgart, von schwerer Krankheit gerettet, die man in Tokio fälschlicherweise als unheilbare Schwindsucht angesehen hatte. Der Kronprinz, der durchaus europäische Bildung besitzt, ist etwas zurückhaltend, jedoch von großer Herzensgüte.

Die Politik des Reiches wird in den alten Bahnen weiter geführt werden, dafür Sorgen die erprobten Berater des verstorbenen Kaisers Mutsuhito.

Ein neuer Fallschirm.

Mit der fortschreitenden Entwickelung der Luftfahrten nehmen auch die Erfindungen, die dem Schutze der Flieger dienen, zu. Allerdings war hier den Erfindern nur ein kleiner oder gar kein Erfolg beschieden. Die meisten Fallschirme konnten auf geringe Höhen nicht wirken, da sie zu ihrer Entfaltung eine größere Absturzhöhe benötigten. Gerade in dieser Hinsicht stellt ein neuer Fallschirmapparat, den der Münchener Schmittner konstruiert hat, eine Neuerung dar, die sich während der letzten Tage in praktischen Versuchen bewährt hat. Der neue Fallschirm gleicht in seiner äußeren Gestalt einem geschlossenen großen Regenschirm von 3,90 Meter Länge. Die Tuchfläche des Fallschirmes hat aufgespannt einen Durchmesser von 4,80 Meter. Durch die Kraft einer 2,30 Meter langen, aber auf wenigen Zentimetern zusammengepreßten Stahlspiralfeder wird durch eine einfache, nie versagende Hebelauslösung die Entfaltung des Schirmes beim Beginn des



Absturzes bewirkt. Aus 5 je 2 Zentimeter großen Löchern am obersten Ende des Fallschirmes entströmt die sich im Schirm sammelnde Preßluft. Außerdem kann durch eine Vorrichtung am Stiele des Fallschirmes das Entweichen der Luft reguliert und so das Abfallen des Schirmes beschleunigt oder verlangsamt werden. In den letzten Tagen unternahm Schmittner in Gronsdorf praktische Versuche. In einer Waldlichtung war zwischen zwei großen Fichtenbäumen ein Drahtseil in der Höhe von etwa 14 Metern gespannt worden. Durch ein Rad in der Mitte des Drahtes wurde mit Hilfe eines Seiles der Fallschirm, an dessen unterstem Ende sich ein Herr angebunden hatte, zirka 10 Meter emporgezogen, worauf immer der Absturz, stets ruhig und sicher erfolgte. Schon von 4 Meter Höhe konnte der Herr mit dem Fallschirm sehr glatt landen. Das Gewicht des Fallschirmes, daß jetzt 26 Pfund beträgt, soll noch verringert werden.

Moltke und Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha.

Das 50. Deutsche Bundesschießen in Frankfurt hat auch die Gestalt des Herzogs Ernst 2. von Sachsen-Koburg-Gotha, des „Schützenherzogs", wieder flüchtig in das Gedächtnis der Nachwelt gerufen. Im Zusammenhange damit mag an die bisher so gut wie unbekannt gebliebene Bemühung des Herzogs erinnert werden, im Deutsch-Französischen Kriege die Leitung eines Armeekorps zu erhalten. Daß es dazu nicht kam und daß dem Herzog die Möglichkeit benommen wurde, sich im Kriege gegen Frankreich, wie so viele seiner fürstlichen Vettern, mit mehr oder weniger Ruhm zu bedecken, ist auf die zwar nur in wenig Worte gefaßte, aber vernichtende Kritik zurückzuführen, die Moltke an den strategischen Fähigkeiten des nach Feldherrnruhm dürstenden Herzogs übte. In den bewegten Julitagen des Jahres 1870 schrieb Herzog Ernst an König Wilhelm von Preußen einen Brief, in dem er unter Betonung seiner den deutschen Einheitsbestrebungen allezeit geleisteten Dienste und in Erinnerung an seine Teilnahme am Schleswig-Holsteinischen Kriege des Jahres 1849 den König bat, ihn in dem bevorstehenden Kriege mit der Führung eines Armeekorps zu betrauen. König Wilhelm, dem der Herzog trotz seiner oft recht bedenklichen Extravaganzen im Grunde doch nicht unsympathisch war und der seinen Wunsch, wenn angängig, gern erfüllt haben würde, sandte das herzogliche Schreiben an Moltke mit dem Auftrag, seine Meinung darüber zu äußern. Moltke, der die geringen militärischen Qualitäten des fürstlichen Bittstellers zur Genüge kannte, schrieb auf den Brief des Herzogs die Worte: „Ist nicht einmal imstande, eine Kompagnie durch ein enges Tor zu führen." Damit war die Entscheidung gefallen, und der in seinen frohesten Hoffnungen so schmerzlich enttäuschte Herzog sandte an Moltke die Aufforderung, ihm für die angetane Beschimpfung Genugtuung zu geben. Moltke machte auch jetzt nicht viele Worte, sondern ließ dem Herzog zurücksagen, daß er augenblicklich Wichtigeres zu tun habe, als sich mit dem Herzog herumzustreiten; nach dem Kriege stehe er ihm indes zur Verfügung. Als aber der Krieg beendet war, ist der Herzog auf die Sache nicht mehr zurückgekommen, und so hat er von Moltke die so dringend gewünschte „Genugtuung" niemals erhalten.

△ Das „Museum der Erinnerung" in Saint-Cyr.

Am Mittwoch ist in Saint-Cyr, der Stätte der altberühmten französischen Kriegsschule, ein eigenartiges neues Museum durch den Präsidenten Fallieres und den Kriegsminister Millirand feierlich eröffnet worden: das „Museum der Erinnerung", das bestimmt ist, die Taten und Leistungen der aus der Kriegsschule von Saint-Cyr hervorgegangenen Offiziere zu ehren. Die Sammlungen sind in einem Teil der alten Kapelle untergebracht, in der schon früher eine Reihe stolzer Reliquien eine bleibende Ehrenstätte gefunden hatten. Die Angehörigen von ehemaligen Schülern von Saint-Cyr, die für ihr Vaterland den Heldentod starben, haben ihre Reliquien bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Hier hängt der Waffenrock des Generals Lacharriere, der während der Belagerung von Paris am Mont-Mesly am 30. November 1870 den Heldentod starb, daneben die von Granatsplittern zerfetzte Uniform des Leutnants de Thon, der vor Metz fiel, dann die Kugel, die ebenfalls 1870 den Führer des 5. Armeekorps General Bataille tötete und zahllose andere Reliquien aus jener für Frankreich so schweren Zeit. Daran schließen sich tragische Erinnerungszeichen aus jüngeren Zeiten, Trophäen aus dem Tonkin-Feldzug, Waffen und Ausrüstungsgegenstände von Offizieren, die in kolonialen Kämpfen fern von der Heimaterde im Kampfe fielen oder hinterlistig ermordet wurden. Am nachdenklichsten aber steht man vor jenen Gegenständen, die den erst in den letzten Jahren gefallenen Märtyrern ihres Berufes gehörten: vor den Rangabzeichen, Uniformen und Waffen der Fliegeroffiziere, die im Kampf um die Eroberung der Luft ihr Leben furchtlos in die Wagschale warfen und verloren. Die Zahl dieser Märtyrer des militärischen Flugdienstes ist nur allzu groß. Dieser Teil des Museums ist von einer tragischen Reichhaltigkeit, und lange verweilt der Blick auf den traurigen Trümmern und Ueberresten des Flugzeuges, mit dem vor zwei Jahren der tapfere Leutnant stürzte.

Kunst, Wissenschaft und Leben.

Operationslose Krebsheilung.

Aufsehen erregende Ergebnisse in der Krebsheilung hat ein württembergischer Arzt, Dr. med. Adolf Zeller in Weilheim a. d. Teck erzielt. Auf einer gestern dort abgehaltenen Konferenz hervorragender Aerzte, darunter Geheimrat Czerny-Heidelberg und Obermedizinalrat Dr. Scheuerlen als Vertreter des Königlich-Württembergischen medizinischen Kollegiums, erfolgte die Vorstellung von Krebskranken, die Dr. Zeller nach einer von ihm ausgearbeiteten Methode der operationslosen Krebsheilung behandelt hatte. Im ganzen hat Dr. Zeller 57 Krebskranke ambulatorisch behandelt, wovon 44 geheilt wurden; 10 sind noch in Behandlung, 3 sind gestorben. Unter den Geheilten befinden sich solche, die vorher schon zwei- und dreimal operiert worden waren und andere, die als inoperabel von den Chirurgen zurückgewiesen worden waren.

„Das tut er nie. Er ist immer gut zu mir — in all den Jahren war er kaum einmal unfreundlich zu mir, nur —" sie brach ab und ihre klare Stirn umwölkte sich.

„Nun — was ist's dann, das Dich ängstigt?" wollte er wissen.

Zora überlegte. „Ich weiß doch nicht, ob ich Dir's sagen darf, denn —" sie fuhr zusammen und ergriff heftig Toddys Arm. „Da — da —" stieß sie hervor — „da ist sie schon wieder! Dort, dort, vor dem Hotel Bristol."

Toddy folgte der Richtung ihres Blickes und sah hinter dem geöffneten Fenster des genannten Lokals den Kopf der Frau, die sie vor wenigen Wochen zum erstenmal im Pavillonrestaurant erblickt hatten. Ihr kunstvoll frisierter Kopf mit den schwefelgelb gefärbten Haaren war halb von den prächtig gestickten Stores, die vor allen Fenstern des Kaffee Bristol hängen, verdeckt; die großen gestickten Sonnenrosen bildeten eine Art Hut um das Gesicht, es sah seltsam phantastisch aus. Die Augen der Frau ruhten wie an jenem Abend mit einem verzehrenden wilden Blick auf dem jungen Mädchen.

„Komm' rasch vorüber," drängte Zora ihren Begleiter und bog hastig mit ihm um die Ecke. Als sie außer Gesichtsweite der Fremden waren, atmete Zora tief auf. „Ich glaube, sie hat da gesessen seit zwei Stunden, um mich nicht zu versäumen. Als ich vorhin von Hause herkam, saß sie schon da, und jetzt war sie noch immer dort. Was sie nur von mir will? Was sie von mir will? Ach, Toddy!"

„Was geht Dich die fremde Frau an?" meinte er.

„Ja, das sagst Du so, weil Du nicht weißt, wie mich das quält — all das! Denn das ist's ja bloß, warum Luigi so finster ist — ich fühl' das ganz deutlich. Und ich kann doch nichts dafür, daß sie mir überall auflauert! Wohin ich auch gehe — überall treffe ich sie und neulich —" das Mädchen drängte sich dichter an Toddy — „vorgestern war's, da sprach sie mich sogar an. Ich ging am Hafen entlang — es waren nur wenige Menschen auf der Straße — da stand sie plötzlich vor mir und fragte mich nach dem Wege. Und dann ging sie eine ganze Weile neben mir und erzählte mir, daß mein Anblick sie so tief bewegte, weil ich ihrer verstorbenen Tochter gliche, und zum Schluß bat sie mich, ich möchte sie doch einmal besuchen und gab mir ihre Karte. Sie wohnt in der Nörrevoldsgade und heißt Madame Lendva. Und denk' Dir, dabei standen ihre Augen voll Tränen. Ach, Toddy, die Frau tut mir so schrecklich leid — sie ist so unglücklich! Ich möchte so gern zu ihr gehen."

Toddy überlegte. Diese Geschichte gefiel ihm nicht, sein einfaches, gesundes Gefühl sagte ihm, daß da etwas nicht richtig sei, auch war ihm die Frau mit ihren gefärbten Haaren und dem geschminkten Gesicht widerwärtig.

„Ich wag's bloß nicht," fuhr Zora fort, „denn ich weiß, daß Luigi es nicht will. Er fragte mich gestern, als wir ihr zusammen begegneten und sie mich wieder so ansah, ob ich sie kennte, na und da mußte ich ihm doch erzählen, daß sie mich angesprochen hatte. Er erwiderte nichts, aber er wurde totenblaß und später am Abend sagte er zu mir, ich dürfe unter keinen Umständen die Frau besuchen — einen Grund gab er mir aber nicht an."

„Das war auch nicht nötig," erwiderte Toddy mit einem bei ihm ungewohnten tiefen Ernst, „denn daß das keine gute Frau ist, sieht jeder auf den ersten Blick."

„Aber Toddy, wie magst Du das sagen! Die arme Frau, die so unglücklich ist! Es wäre ihr gewiß ein großer Trost, wenn ich sie besuchte! Da ich ihrer verstorbenen Tochter doch so gleiche!"

„Ach, Dummheiten!" meinte er unwirsch und wenig galant. „Das sind gewiß lauter Lügen. Der Doktor hat ganz recht, wenn er Dich vor ihr warnt. Die Frau gefällt mir ganz und gar nicht. Weiß Du, wie sie aussieht? Wie eine Hochstaplerin!"

Zora warf schmollend den Mund auf. Es verdroß sie, daß ihr Anbeter Perettis Partei gegen sie nahm. Die Männer sind alle ungerecht, dachte sie grollend. Ziemlich ungnädig trennte sie sich von dem armen Jungen, ärgerlich, daß sie gegen ihre ursprüngliche Absicht ihr Herz vor ihm ausgeschüttet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schwimmen.

Eine der besten Betätigungen für den Körper ist das Schwimmen, weil alle Gelenke hierbei bewegt werden und die Lunge zu ausgiebigen und tiefen Atemzügen gezwungen wird. Wo die Gelegenheit sich dazu bietet, soll daher möglichst täglich ein Schwimmbad genommen werden, und das gilt nicht nur für den Knaben und den Mann, sondern auch für das Mädchen und die Frau. Freilich muß man darauf achten, daß die Schwimmbewegungen stets langsam und gleichmäßig geschehen, und man darf sich beim Schwimmen nicht außer Atem hasten, weil sonst leicht Herz und Lunge in dieser oder jener Weise gefährdet werden können. Auch ein zu langes Verweilen im Bade ist wegen des damit verbundenen Wärmeverlustes nicht von Vorteil; man braucht keineswegs sich mit wenigen Minuten zu begnügen; denn da der Körper beim Schwimmen in Bewegung bleibt, erzeugt er in reicher Menge fortwährend neue Wärme; aber über 20 Minuten sollte doch niemand im Schwimmbad im Inlande ausdehnen. Die See mit ihrem Salzgehalt gestattet eine längere Badezeit. Nach dem Bade empfiehlt sich schnelles und kräftiges Abtrocknen, und es ist nicht ratlich, mit nassem Körper lange außerhalb des Wassers zu verweilen, wie es Kinder gern tun.

Vermögen als Hochzeitsgeschenke.

Noch bis vor kurzem hätte niemand in England sich träumen lassen, daß ein Geldgeschenk je als fashionable Hochzeitsgabe gelten werde. Die Amerikaner sind freilich damit vorausgegangen, der hold errötenden Braut einen Scheck von beträchtlicher Höhe in die Hand zu drücken, aber in England hätte dies für taktlos gegolten' — bis schließlich die Sitte vom Hofe aus sanktioniert und damit zur Mode gemacht wurde. Wie eine englische Zeitschrift erzählt, war es Königin Alexandra, die eines Tages einem befreundeten Hochzeitspaare einen Scheck über 4000 Mark sandte. Die Königin, die damals in tiefer Trauer war, hatte keine Zeit, etwas Geeignetes selbst zu wählen, und um nichts Unpassendes zu schicken, nahm sie einen Scheck. Damit war aber der erste Schritt getan; Geldgeschenke an Brautpaare sind heut in der hohen Aristokratie allgemein üblich, und so findet man denn unter den Kostbarkeiten aller Art, die den Gabentisch einer eleganten Hochzeit schmücken, häufig die unscheinbaren Papiere, die von den jungen Paaren mit viel Freude begrüßt und mit großer Aufmerksamkeit studiert werden. Welche Vermögen die Hochzeitsgeschenke bisweilen repräsentieren, bewies vor kurzem die Aufhäufung von Schätzen, die bei der Vermählung von Lord Duncannon, dem ältesten Sohn des Earl von Beßborough, mit Roberte de Neuflize, der einzigen Tochter eines Pariser Bankiers, zu beobachten war. Das glückliche Paar empfing gegen 1500 Hochzeitsgeschenke, die einen Gesamtwert von mehr als 1 200 000 Mark darstellten. Unter den Geschenken befanden sich ein Automobil, ein Diamantenhalsband, eine Diamantentiara und viele andere kostbare Schmuckgegenstände aus Juwelen. Alle Arten von Gebern waren vertreten, von Ministern und Millionären bis zu den einfachen Dienstleuten. Uebertroffen wurde diese reiche Ernte noch durch den Geschenkssegen, den der Earl von Lohester bei seiner Vermählung erfuhr. Das Zimmer, das ihn aufnahm, schien in eine der Schatzkammern verwandelt, von denen uns die Märchen aus Tausend und einer Nacht erzählen. Am Empfangstage waren 12 Detektivs engagiert, die die Unmenge von Geschenken bewachen mußten. Als ein nobler Vater hat sich stets der Lord Iveagh bewiesen, der bei den Hochzeiten seiner Kinder mit seinem Geschenk stets den Vogel abschoß. Als sein ältester Sohn heiratete, verehrte er ihm einen herrlichen Herrensitz in Grosvenor Square und Besitzungen die einen jährlichen Ertrag von 600 000 Mark abwerfen. Sein zweiter Sohn mußte sich mit einem Geldgeschenk begnügen, das ihm zunächst nur 200 000 Mark im Jahre an Zinsen abwarf, aber die Summe wurde später erhöht. Die Mode der Schecks als Hochzeitsgeschenke stachelt natürlich den Ehrgeiz an, mit einer möglichst großen Summe auf dem Papier zu prunken, und gibt zu manch komischen Szenen Anlaß, von denen hier eine erzählt sei. Ein wohlhabender, aber nicht direkt reicher Herr, der gern den Freigebigen spielte, hatte bei der Hochzeit seiner Tochter unter die Geschenke an auffälliger Stelle einen Scheck über 200 000 Mark gelegt, der allgemein bewundert wurde. Der alte Herr beabsichtigte, nachdem er auf diese Weise seinen Gästen imponiert hatte, den Scheck wieder an sich zu nehmen, aber wer beschreibt seinen Schrecken, als er sah, wie ihn der Schwiegersohn im Augenblick der Abfahrt stillschweigend in die Tasche steckte. Am nächsten Morgen suchte er das junge Paar in seinem neuen Heim auf und verlangte den Scheck zurück mit der Begründung, daß „der Schein von ihm nur als Effekt hingelegt worden sei". „Das dachte ich mir", sagte der Schwiegersohn behaglich. „Er hat auch einen prachtvollen Effekt gehabt, denn der Kassierer hat mir die Summe vollzählig eingehändigt, als ich sie abgehoben habe."

Allerlei.

Die wiedererlangte Stradivariusgeige. Vor einigen Wochen war einem Geigenvirtuosen eine wertvolle Stradivariusgeige in der Berliner Stadtbahn abhanden gekommen. Es handelte sich um ein Instrument im Werte von 60 000 Mark. Der Dieb hat nun anscheinend gefürchtet, beim Weiterverkauf der Geige gefaßt zu werden. Er hat das Instrument auf einem Berliner Bahnhof hinterlegt und den Schein dem Künstler übersandt, so daß dieser ohne bedeutenderen Schaden — in dem Geigenkasten lagen etwa 2000 Mark in bar — davongekommen ist, zumal er noch eine höhere Summe als Belohnung ausgesetzt hatte.

Die Heranbildung von 30 000 Mädchen für Beruf und Haus will sich der Berliner Magistrat durch Errichtung einer Pflichtfortbildungsschule, die von den Mädchen bis zum 17. Lebensjahre besucht werden muß, angelegen sein lassen. Je nach dem Bedürfnis erstreckt sich der berufliche Unterricht auf Berufs- und Lebenskunde, auf Rechnen, Buchführung und Zeichnen, während der hauswirtschaftliche Unterricht Weißnähen und Ausbessern (Flicken und Stopfen), Schneidern und Plätten, Nahrungsmittellehre und Kochen vorsieht.

Zwei kleine Mädchen verbrannt. Die mangelnde Beaufsichtigung der Kinder in manchen Familien, wo die Not des Lebens auch die Frau zur Arbeit außer dem Hause treibt, hat in Berlin das Leben zweier Mädchen vernichtet. In der Gräfestraße wohnt die von ihrem Manne getrennt lebende Frau Eulenburg mit ihren vier Kindern. Da die Frau der Arbeit nachgehen muß, lag die Beaufsichtigung der jüngeren Geschwister der zehnjährigen Käthe ob. Als das Kind mittags für die hungrigen Geschwister das Essen wärmen wollte, kam es mit den Kleidern den Flammen des Spiritusbrenners zu nahe. Im Augenblicke standen die Kleider in Flammen. In seiner Angst lief das Kind um Hilfe schreiend auf den Hof, wo ein herbeieilender Mann versuchte, die Flammen mit seiner Jacke zu ersticken. Dies gelang auch, doch hatte das unglückliche Kind so schwere Brandwunden erlitten, daß es im Krankenhaus bald darauf seinen furchtbaren Verletzungen erlag. — In Oranienburg wollte die 13jährige Tochter des Arbeiters Rhena, die ebenfalls in Abwesenheit der Mutter den Haushalt zu führen hatte, das Herdfeuer anmachen. Das Kind bediente sich hierbei des Petroleums. Die Flamme schlug in die Petroleumkanne, diese explodierte und der brennende Inhalt ergoß sich über das Mädchen. Mit Brandwunden am ganzen Körper bedeckt, wurde das Kind in das Krankenhaus gebracht, wo es jedoch kurz nach der Einlieferung starb.

Eine Leistung der drahtlosen Telegraphie. Die Berliner Telefunkengesellschaft hat soeben mit Erfolg die drahtlose Verbindung quer durch Südamerika zwischen Lima an der Westküste und Para an der Ostküste eröffnet. Diese Verbindung (3400 Kilometer über Urwald) stellt die größte Leistung dar, welche die Funkentelegraphie bisher erzielt hat, handelt es sich doch um Ueberbrückung der 5000 bis 6000 Meter hohen Anden und Durchquerung des 2200 Kilometer langen Urwaldgebietes des Amazonenstromes ohne Leitungsdraht.

Bei der Vergebung von Tischlerarbeiten seitens der Stadt Schöneberg betrug das niedrigste Angebot 51 882 Mark, das höchste 125 070 Mark, also rund 73 000 Mark mehr.

Der Zigeuner Ernst Ebender, welcher der Ermordung des Försters Romanus aus Niesig bei Fulda am 15. Februar ds. Js. beschuldigt wird und dessen Verhaftung seit Monaten fälschlich berichtet wurde, ist jetzt in Arnsheim bei Braunsheim festgenommen worden. Ebender, auf dessen Ergreifung eine Belohnung von 3000 Mark ausgesetzt worden ist, bestreitet den tödlichen Schuß abgegeben zu haben, gibt aber zu, bei der Ermordung des Försters zugegen gewesen zu sein.

Beim Rettungswerk ertrunken. Der Bruder des Probstes Margoloski geriet in der Weichsel in der Nähe von Plotzke in die Gefahr des Ertrinkens. Der in der Nähe weilende Bruder stürzte sich in die Fluten. Der Ertrinkende klammerte sich aber so fest an den Retter, daß beide umkamen.

Geheimer Justizrat mit 37 Jahren. Die neulich Naumburger Meldung von dem 19jährigen Referendar war grundlos; Tatsache ist dagegen die Aufsehen erregende Beförderung eines erst 37jährigen Amtsrichters zum Geheimen Justizrat und vortragenden Rat im preußischen Justizministerium. Der Glückliche ist, wie amtlich bekannt gegeben wird, der Amtsrichter Dr. Thinsing in Charlottenburg, der sein Assessor-Examen mit dem Prädikat „gut" bestanden hat; er wurde dann in das Justizministerium als Hilfsarbeiter berufen. Dort war er eine Reihe von Jahren beschäftigt und ist nun mit 37 Jahren Geheimer Justizrat geworden. Vor einigen Jahren wurde er formell in das Amtsgericht versetzt, von dort aus ist er jetzt wieder in das Justizministerium als vortragender Rat eingezogen.

Infolge der Hitze wahnsinnig geworden ist ein Werkmeister aus Neukölln auf der Fahrt von Berlin nach Kassel. Auf der Fahrt entfernte er alles aus dem 1. Klasse-Abteil des D-Zuges, was nicht niet- und nagelfest war, und in Kassel griff er die Polizeibeamten tätlich an.

Während einer in Kiew veranstalteten Regatta wurde ein Motorboot durch die Wellen eines Schleppdampfers umgeworfen. Von den dreizehn Insassen sind zehn ertrunken.

Das historische Luitpold-Fischerstechen in Starnberg fand am Samstag in der altgewohnten Weise statt. Nach einem Festzug durch den Ort wurden die Fischer von Mitgliedern des bayerischen Königshauses empfangen, vor denen dann der alten Fischertanz aufgeführt wurde. Sodann begann das Fischerstechen, bei dem sich die jungen Leute mit langen Stangen ins Wasser zu stoßen suchen, wobei es manch lustige Szene gab. Der letzte Ueberbleibende erhielt den Prinz-Regent Luitpold-Wanderpreis und wurde zum Fischerkönig gekrönt.

Tragisches Ende eines Volksdichters. Der altbayerische Volksdichter Franz Wisbacher fiel auf dem Bahnhof Hammerau bei Bad Reichenhall einem entsetzlichen Unglücksfall zum Opfer. Der Zug, dem er entstieg, überfuhr den 63jährigen Mann und schnitt ihn mitten entzwei. 1849 geboren, führte er nach längerer Lehrtätigkeit seit nun 32 Jahren ein kümmerliches, von Krankheit und anderen Schicksalsschlägen ständig verfolgtes Poetendasein in einem alten verfallenen Häuschen seines Geburtsortes.

Ein schweres Automobilunglück. Bei einer Vergnügungsfahrt, die der Gasthausbesitzer Strobl aus Zwiesel mit seiner Frau und zwei Freunden im Bayrischen Wald nach Regen unternahm, rannte das Auto mit voller Wucht gegen einen Baum und wurde zertrümmert. Frau Strobl wurde auf der Stelle getötet. Ihr wurde der Schädel zerschmettert. Der Felgenfabrikant Breinbauer und der Chauffeur wurden bewußtlos ins Krankenhaus gebracht. Gastwirt Strobl erlitt einen komplizierten Schenkelbruch.

Bahnunglück. Bei Morlaix entgleiste ein Lokalzug auf der Vorortbahn nach dem Seebade Dourduff. 4 Reisende wurden getötet und 15 zumeist schwer verletzt.

Die jüngste Verlobung im österreichischen Kaiserhause erfolgte soeben zwischen der 19jährigen Erzherzogin Mechtildis, Tochter des Erzherzogs Karl Stefan, und dem 24jährigen Prinzen Olgerd Czartorysti, der einem alten litauischen Dynastengeschlecht entstammt. Der Bräutigam wurde auf seinem väterlichen Gut in Sielec bei Jutroschin (Provinz Posen) geboren.

Furchtbare Schreckensstunden hat der belgische 35jährige Ingenieur van Goeten, der mit seiner 22jährigen Schwester eine Bergpartie machte, auf einem Gletscher der Beledonne-Gruppe in den französischen Alpen verlebt. Die Dame glitt aus und wäre in den Abgrund gestürzt, wenn es ihrem Bruder nicht gelungen wäre, sie im letzten Augenblick an den Röcken zu fassen und festzuhalten. Unterdessen holte ein Begleiter Hilfe, die aber so spät kam, daß der Ingenieur seine Schwester 8 Stunden über dem Abgrund festhielt. Als er von seiner Last befreit wurde, brach er ohnmächtig zusammen.

200 Hüte im Jahr gebraucht eine junge Pariser Schauspielerin namens Remonde Ariel, die sich soeben vor dem Zivilgericht wegen Nichtbezahlung eines Hutes zu verantworten hatte. Als der Vorsitzende die Künstlerin fragte, wo sie denn die vielen Hüte lasse, erklärte sie lächelnden Mundes: „Ich weiß es nicht, ich verliere sie . . ."

Schweres Unglück bei Prüfung einer Eisenbahnbrücke. Drei Ingenieure und ein Arbeiter waren, wie aus Paris gemeldet wird, mit der Prüfung der Festigkeit einer Eisenbahnbrücke über die Durance beschäftigt. Sie befanden sich auf einem Hängegerüst unterhalb der Brücke. Plötzlich riß eins der Haltetaue und das Gerüst stürzte mit den Männern in die hier besonders wilde und durch die letzten Gewitter angeschwollene Durance. Die Ingenieure Tissier Girard sowie der Arbeiter ertranken. Der dritte Ingenieur wurde bewußtlos aus dem Wasser gezogen. Man hofft, ihn zu retten.

In Paris verhaftet wurde der von Berlin unter Hinterlassung einer Schuldenlast von mehr als einer Million Mark geflüchtete Kaufmann Koghen und an Deutschland ausgeliefert. Im Herbst 1911 eröffnete Koghen in der Friedrichstraße ein großes Zigarrengeschäft, und nach und nach wurden in anderen belebten Hauptstraßen vier Zweiggeschäfte errichtet, die bald durch ihre reklamenhafte Inszenierung viel von sich reden machten. Eines Tages erhielt z. B. jeder Käufer unentgeltlich ein Billett zum Metropoltheater, denn Koghen hatte das Theater für einen Abend zum Preise von 6000 Mark gepachtet. Durch falsche Angaben wurde eine in Charlottenburg wohnende Frau veranlaßt, 750 000 Mark ins Geschäft zu stecken, und desgleichen gelang es Koghen und seinen Mitarbeitern, einen aktiven sächsischen Oberleutnant zu überreden, für die gestellten Ladeneinrichtungen von der Firma Heinicke eine Bürgschaft in der Höhe von 250 000 Mark zu übernehmen. Den Riesenausgaben der fünf Geschäfte entsprachen jedoch die Einnahmen keineswegs, vielmehr waren sie sehr gering. Dazu kam noch, daß Koghen persönlich großen Aufwand trieb, und so sah er sich denn auch nach kaum halbjährigem Geschäftsbetriebe veranlaßt, am 20. März Berlin heimlich zu verlassen.

Von einem Raddampfer angerannt wurde im Hafen von Bordeaux ein mit 6 Personen besetztes Boot und in den Grund gebohrt. 5 Insassen des Bootes ertranken.

Einer Londoner Schwindelfirma wurde soeben vom Zentral-Kriminalgericht in London das Handwerk gelegt. Die Firma Brown, Faville und Brothers, deren Inhaber der Engländer Donalon und der Deutsche Beck waren, überschwemmten die deutschen und schweizerischen Zeitungen mit verlockenden Inseraten, in denen zur Einsendung von Geldbeträgen aufgefordert wurde, mit denen die Firma für ihre Auftraggeber angeblich an der Londoner Börse spekulieren wollte. Nach Ausweis der Geschäftsbücher verwandten die beiden Schwindler 208 000 Mark auf Reklame. Von ihren leichtgläubigen deutschen Opfern flossen ihnen insgesamt 392 000 Mark zu. Donalon wurde zu zwei Jahren und Beck zu sechs Monaten Zuchthaus mit Zwangsarbeit verurteilt.

Eine Liebestragödie hat sich in Petersburg abgespielt. In seiner Wohnung wurde der Holzhändler und mehrfache Millionär Beljajew von seiner 51 Jahre alten Geliebten durch vier Revolverschüsse getötet. Der Tat ging eine erregte Eifersuchtsszene voraus, bei der die Mörderin den Millionär der Untreue bezichtigte.

In verschiedenen Gegenden Rußlands ist in den letzten Tagen plötzlich eine starke Kälte, verbunden mit starkem Schneefall, eingetreten, der großen Schaden angerichtet hat. In der Umgegend von Kars in Russisch-Kurdistan sind 900 Schafe im hohen Schnee erstickt. Im Transbaikalgebiet an der russisch-mongolischen Grenze ist kniehoher Schnee gefallen. Die Obst- und Gemüseernte des ganzen Landstriches wurde vernichtet.

Die Versteigerung der Geschmeide der Königin Maria Pia. Der Schmuck der ehemaligen Königin Maria Pia von Portugal, der Großmutter des Königs Manuel, ist während der letzten fünf Tage verkauft worden. Er hat einen Betrag von 1 100 000 Mark erzielt. Das berühmte Diadem der Königin wurde zurückgehalten, da der veranschlagte Betrag nicht geboten wurde. Die bekannte Halskette der Königin, die aus 25 Perlen besteht, wurde von der deutschen Exportfirma Weinstein in Lissabon zum Preise von 240 000 Mark erworben. Ein fünfreihiges Perlenhalsband wurde für 318 000 Franken verkauft.

Von Newyork nach Petersburg im Motorboot. Das 55 Fuß lange Motorboot „Detroit" mit einer Besatzung von vier Mann und 5500 Liter Gasöl an Bord, verließ unter Führung des Kapitäns Thomas Fleming Newyork zu einer Fahrt über den Atlantischen Ozean mit St. Petersburg als Endziel. Kapitän Fleming steuerte 1911 die Jacht „Scarbird" von Newyork nach Gibraltar.

Zur „Titanic-Katastrophe. Lord Mersey hat, wie aus London gemeldet wird, das Ergebnis der Untersuchung über die „Titanic"-Katastrophe bekanntgegeben. Der Zusammenstoß mit dem Eisberge wird der übertriebenen Geschwindigkeit zugeschrieben. — Die Sammlungen für die Hinterbliebenen der Opfer der „Titanic"-Katastrophe haben im ganzen die Summe von 9 250 000 Mark ergeben.

19 Soldaten vom Blitz getroffen. Bei den großen Manövern der Territorialarmee in Ostlancashire schlug der Blitz in eine Gruppe von Soldaten, die unter einem großen Baume Zuflucht gesucht hatten. Ein Korporal wurde vom Blitz erschlagen, drei weitere Mann tödlich verletzt. Vierzehn Mann trugen leichtere Verletzungen davon.

Allerlei Weisheit. Den Chinesen sind Taschen in den Kleidern gänzlich unbekannt. — Die Haut der innerafrikanischen Neger ist anderthalbmal so dick wie die der Europäer, am dicksten auf dem Kopfe und am Rücken. — In der Reichsbank in Berlin werden tagtäglich für etwa 12 Millionen Mark Geldstücke verpackt. — Wenn in Frankreich jemand stirbt, so wird zu allererst die Rechnung des Arztes bezahlt. — Ein Orangenbaum trägt während seiner Lebenszeit rund 20 000 Früchte. — Preußen verdient durch seine Lotterien jährlich gegen 10 Millionen Mark, Sachsen zirka 4 Millionen. — Es gibt keinen einzigen Vogel, der rückwärts fliegen kann. — In Afrika befinden sich aus altägyptischer Zeit insgesamt 67 Pyramiden. — In Griechenland tragen die Bräute statt des Myrthenkranzes Weinlaub um den Kopf. — In der ganzen Welt gibt es 3642 verschiedene Sprachen und Sprachidiome. — In den Polargegenden kommen niemals Gewitter vor.

Der größte Baustein der Welt. Zu Baalbek in Syrien, in der Nähe des alten Sonnentempels, liegt ein riesiger Steinblock, der den Anspruch erheben darf, der größte Baustein zu sein, der jemals behauen worden ist. Der gewaltige Monolith, dessen Gewicht auf 1500 Tonnen geschätzt wird, ist 69 Fuß lang, 14 Fuß breit und 17 Fuß hoch. Die Archäologen nehmen an, daß dieser Riesenstein von den Baumeistern des Altertums dazu bestimmt war, den nun in Trümmern liegenden Sonnentempel zu zieren. In den mächtigen Mauerwerken des Baues befinden sich noch heute Steine von ähnlichen Dimensionen, die nach sorgfältigen Messungen 63 Fuß Länge und 13 Fuß Höhe haben. Freilich an den einsamen Steingiganten, der heute inmitten der großartigen Trümmer als der stolzeste Zeuge antiken Baugeistes ruht, reicht keiner heran. Mit diesen Riesensteinen sind merkwürdige Probleme der Technik des Altertums verknüpft. Die Steine sind in den Mauern in einer Höhe von 19 Fuß über dem Erdboden angebracht; aber keine Spur von irgendwelcher Zementierung kann man entdecken; die Steine sind so sorgfältig behauen und geglättet, daß die Fugen erst nach einem minutenlangen Suchen entdeckt werden können; so eng liegen die Steine aufeinander, daß es nicht möglich ist, die Schneide eines schmalen Messers dazwischen zu bringen. Wie diese Blöcke heraufgeschafft, wie diese Bauten gefügt wurden, das ist ein noch ungeklärtes Geheimnis, das die Architektur der Antike der Gegenwart aufgibt.

Was wird aus den Stecknadeln? Daß diese Frage nicht so ganz müßig ist, erkennt man erst, wenn man vergegenwärtigt, daß tagtäglich auf der Erde rund 36 Millionen Stecknadeln fabriziert werden. Zweifellos gehen also fast ebensoviel „verloren". 36 Millionen Stecknadeln! Dieser gewichtige Haufen würde als Metallblock dargestellt, einen Inhalt von etwa 2 Kubikmetern ergeben. Auf das Arbeitsjahr zu 300 Tagen gerechnet, würde ein Block von 600 Kubikmetern herauskommen, also ein solcher von 10 Meter Länge, 10 Meter Breite und 6 Meter Höhe. Soviel Stecknadelmetall geht jährlich verloren! Millionen von Nähnadeln, Stricknadeln, Haarnadeln usw. werden verloren, in den Staub getreten, in den Müll geworfen. Sind sie aus Stahldraht, so ist schon nach neun Monaten keine Spur mehr von ihnen vorhanden, durch die Feuchtigkeit der Luft oder des Bodens sind sie verrostet und vom Rost zerfressen worden.

= Riesige Brandschäden in den Vereinigten Staaten.

Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, kann sich eines traurigen Rekords rühmen, um den es niemand beneiden wird, nämlich des Rekords der größten Brandschäden. Die Gesamtsumme alles dessen, was durch Feuer in den Vereinigten Staaten verschlungen wird, erreicht nach den genauen statistischen Angaben des Geological Survey eine geradezu unglaubliche Höhe. Im Jahre 1907 beliefen sich die Kosten der Feuersbrünste auf 1724 Millionen Mark; diese Zahl umfaßt die bezahlten Versicherungsprämien, die Ausgaben für die Feuerwehren und die von Privatleuten für Schutzvorrichtungen ausgegebenen Summen. Die eigentlichen Verluste durch Brand betrugen 860 Millionen Mark, d. h. pro Kopf 10,04 Mark gegen 1,32 Mark in Europa. Dazu kam, daß 6000 Personen bei Bränden umkamen und 10 000 schwer verletzt wurden. Ohne diesen traurigen Verlust an Menschenleben in Betracht zu ziehen, kann man sagen, daß das Feuer den Amerikanern jährlich einen Schaden zufügt, der ihrer gesamten Produktion von Gold, Silber, Kupfer und Petroleum gleichkommt. Die Schuld an diesen furchtbaren Schädigungen wird dem schlechten und allzu eilfertigen Bau der Häuser zugeschrieben. Meistens sind keine Vorkehrungen dafür getroffen, daß man das Ueberspringen des Feuers von einem Haus auf das andere verhindert, so daß in vielen kleineren Städten der Vereinigten Staaten der geringste Brand leicht die Formen einer allgemeinen Verheerung annehmen kann.

Fleißige Arbeiter,

welche sich in ihren Mußestunden mit einer angenehmen und lohnenden Beschäftigung befassen wollen, erhalten auf Anfrage nähere Auskunft gratis und franko durch **P. Ahn,** Preußisch-Moresnet 97.

Wir suchen für unser Grob- und Feinblechwalzwerk zum sofortigen Eintritt nüchterne und fleißige

Schweißofen- Walz- Scheeren- Arbeiter

gegen guten Lohn. 5269

Meldungen unt. **M. R. 19437** an die Annoncen-Exped. Fr. Schatz, **Duisburg a. Rhein.**

Nebenverdienst!

Agenten, Beamten, Komptoristen, Reisende, Lehrer, Rentner und sonstige Personen, welche ihr Einkommen zu erhöhen wünschen, senden gefl. ihre Adresse unter **F. S. 1656** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Köln (Rhein).** 5399

Hilfsarbeiter

finden dauernde, gutbezahlte Beschäftigung. 5291

Ver. Flanschenfabr. u. Stanzwerke, Akt.-Ges., Hattingen.

Vertreter gesucht

für neuen Reklame-Artikel, den jedes bessere Geschäft kauft. Hoher Nutzen. Wegen Inkasso ist Kaution bei Bank zu hinterlegen. Offerten unt. Nr. **5345** an die Geschäftsstelle d. Ztg. in Hattingen erbeten.

Wer Stellung sucht

als

Buchhalter, Lagerist, Verkäufer-Expedient, Bote, Kassierer, Aufseher, Verwalter, Techniker, Bauführer, Werkmeister, Geschäftsführer, Kontoristin, Kassiererin, Verkäuferin etc. 5024

wende sich an den

kaufm. u. techn. Hülfsverein
Essen-Ruhr,
Ottilienstraße 24. — Fernruf 388.

Käse, Holsteiner-Holländer,

saftigen u. schnittige Ware, kein Kunstprodukt, sondern Naturware, netto **9 Pfund nur Mark 3.15,** Bahnkörbe mit ca. **40 Pfd.** Inhalt **per Pfd.** nur **34 Pfennige** liefert ab hier unter Nachnahme 106
Heinrich Krogmann, Nortorf i. H. 395

Brautleute, Beamte und solvente Leute erhalten 1780

kompl. Aussteuern

sowie

Möbel, Betten und Herde

direkt ab Fabrik auf Teilzahlung.
Großes perman. Musterlager.
Wenden Sie sich vertrauensvoll od. schreiben Sie, wenn Besuch erw., an unsern Vertreter Herrn **A. Herzbruch,** Linden-N., Königstr. 96/92.



Modesalon

aller künstlichen

Haararbeiten

konkurrenzlos in Ausführung und Billigkeit

Zopffabrik und Haar-Handlung

Friseurgeschäft für Damen und Herren.
Kronen-Parfümerie.

H. Hornfeck,
Steele.

Café Geene gegenüber.
Für die Reise-Saison alle Bäder- und Toilette-Artikel.

Appetitlichkeit, kräftiger Geschmack, Ausgiebigkeit bis ins kleinste Teilchen: das sind die Hauptmerkmale, die den „Kornfranck" auszeichnen und die ihn so schnell beliebt machten.

XI. Westfälischer Zuchtviehmarkt

für Rindvieh, Schweine und Geflügel am 5. und 6. September 1912 zu Hamm auf dem großen Exerzierplatz.

Beginn am 5. September 1912, vormittags 9 Uhr.

Die auszustellenden Tiere sind bis zum 16. August bei der Geschäftsstelle der Landwirtschaftskammer in Münster i. W. Schorlemerstr. 6, anzumelden. Marktordnung und Anmeldebogen sind von dort kostenfrei zu beziehen.

Münster, den 24. Juli 1912. 55.0

Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen.

Der Spaziergang



wird erst richtiger Genuss durch Continental Gummi-Absätze. Angenehm weicher, elastischer Gang. Erschütterungen vermindert. Dauerhafter als Leder. Verlangen Sie daher stets

Continental Gummi-Absätze
Enorm haltbar

Schwelmer Gummiwaren-Industrie G. m. b. H., Schwelm i. W.

Lehrkursus für Wiesenwärter.

Am 2. September d. Js. beginnend veranstaltet die Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen an der Wiesenbauschule zu Siegen einen Kursus zur Ausbildung von Wiesenwärtern, welcher sechs Wochen dauert.

Im Frühjahr 1913 findet sodann ein sechstägiger Wiederholungskursus statt, dem sich die Entlassungsprüfung anschließt.

Anmeldungen sind baldigst an die Landwirtschaftskammer in Münster i./W. oder an den Königlichen Wiesenbaumeister. Herrn Heinemann in Siegen zu richten, der auch zu jeder weiteren Auskunft bereit ist. 5220

Münster, den 15. Juli 1912.

Die Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen.



Die moderne Medizin

erblickt ihre Hauptaufgabe darin, Krankheiten zu verhindern. Dieses Ziel wird in erster Linie durch sachgemässe Ernährung erreicht. Wer Schädliches meidet, Nützliches geniesst, macht seinen Körper widerstandsfähig. Schon bei Beginn des Tages geniesse man zum Frühstück, statt nervenaufregender Getränke, guten reinen Kakao. Dieser sättigt, ohne zu beschweren, regt an, ohne zu schaden und ist der beste Blut- und Muskelbildner für jedermann.

Da Kakao unverpackt leicht fremden Geruch annimmt, kaufe man ihn nur in luftdichter Originalpackung, die gleichmässigen Geschmack und frisches, volles Aroma gewährleistet.

Stollwerck-Kakao

ADLER	GOLD	SILBER
1/2 kg-Paket ℳ 1.25	ℳ 1.–	ℳ 0.80

Alle drei Marken, gleich rein und nährkräftig, unterscheiden sich, wie die deutschen Edelweine, nur durch ihr Aroma.

Gustav David, Altona-Elbe

offeriert zum Engrospreise gegen Nachnahme Ersatz für

guten Bohnenkaffee zu M. 1–2.– p. Pfd.

franko jeder Bahn- und Poststation. Geschmack genau wie guter Bohnenkaffee. Probe franko und gratis zu Diensten. Lieferung in 1/2 und 1 Pfd.-Paketen, jedes Quantum von 5 und 9 Pfd. an. Nichtgefallendes nehme auf meine Kosten zurück. Goldene Medaille Paris 1900. 49

9000 neue rote Betten schon verkauft

1 1/2 schläfig, von echt rot dicht Daunenköper, je Oberbett, Unterbett und 2 Kissen mit 20 Pfd. neuen Halbdaunen gefüllt zusammen nur **Mk. 30.** Dasselbe Gebett mit Daunen-Deckbett nur **Mk. 35.** Herrschaftl. Daunenbett nur **Mk. 40,** 2 schläfig jedes Gebett **Mk. 5** mehr. Verpackung frei. Garantie Umtausch. Katalog frei. Viele Dankschreiben. Bestellungen werden am Eingangstage erledigt. 3390

Bitter & Co., Bettenfabrik, Jena 50, Unter Markt.

Jeder Landwirt kennt u. kauft



Wer Schweine mästet, kann die „Zwerg-Marke" nicht entbehren. Sie bewirkt große Freßlust, rasche Gewichtszunahme und schnelle Schlachtreife. Probieren Sie nicht erst minderwertige Nachahmungen. 5033

Ueberall zu haben. Man verlange stets „Zwerg-Marke" und hüte sich vor Fälschungen. Echt nur in Packungen mit nebenstehender Schutzmarke.

M. Brockmanns Zwerg-Marke

Drucksachen aller Art liefert schnell und billig **C. Hundt sel. Wwe.**

Sternwollen

sind die besten

Strickgarne



wo nicht zu haben, werden Bezugsquellen genannt von

Sternwoll-Spinnerei
:: **Altona-Bahrenfeld** ::

Flechten

nässende u. trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füße

Beinschäden, Beingeschwüre, Adernbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;

wer bisher vergeblich hoffte geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

Rino-Salbe

frei von schädl. Bestandteilen, Dose Mark 1,15 u. 2,25. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma Schubert & Co., Weinböhla-Dresden. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den Apotheken.

Kopfläuse

mit Brut, vernichtet radikal **Rademachers Goldgeist,** Patentamtlich geschützt Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt die Kopfhaut v. Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhüt. Zuzug v. Parasiten. Wichtig f. Schulkinder. Taus. v. Anerkennungen. Fl. à M 1.– u. 0.50 in den Drogerien und Apotheken.

O. Wemper, Adler-Drogerie.

Vorsicht! Man hüte sich beim Einkauf vor Nachahmungen mit ähnlichen Namen und achte genau auf d. Namen Goldgeist Wz. Nr. 75198.

Von der Reise zurück.

Dr. Schmidt,
Hals-, Nasen- u. Ohrenarzt
Bochum, Bongardstraße 25.

5104

Tilsiter Käse schöne schmackhafte Ware
Netto 9 Pfd. 3,80 Mk.
W. Sievers, Kalthof
bei Königsberg (Ostpr.) Post



Wer verkauft sein Haus

event. mit gut. Geschäft od. sonst. Grundstück hier oder Umgeg.? Off. erb. unt. L. 5999 an Haasenstein & Vogler A. G. Dortmund.

Runsa Einmache-Pulver



sorgt den ganzen Winter für frisches Kompot u. Gemüse.

2. Preisausschreiben!!
Sammelt „Runsa"-Inserate
10000 Mk. bar werden verlost!

Wie delicat schmeckt das nachher zu Echt: „Runsa"-Pudding- u. Flammeri!

Möbel-Fabriklager Carl Abe

Bochum, Wittenerstrasse 12.

Grosser billiger Möbel-Verkauf.

Ständiges Lager von 180 Zimmer-Einrichtungen. 5202
∴ **Riesige Auswahl in Einzelmöbeln.** ∴
Günstige Gelegenheit für Wiederverkäufer.

Verkaufte Möbel werden auf einem Extra-Lager bis zu späterem Termine lieferbar aufbewahrt.

Zweites Blatt zu Nr. 31.

Die Fahrt auf Leben und Tod.

„Meine Herren, betrachten Sie sich fortan als nicht mehr zu diesem Planeten gehörig. Das Geheimnis des Sieges liegt in Ihren Nerven und in Ihrem Willen. Was auch geschehe, der Wahlspruch lautet: Vorwärts um jeden Preis!“ Mit diesen Worten verabschiedet der Kommandant des Schlachtschiffes Vettor Pisani in der Nacht des 18. Juli die fünf Offiziere, die die italienischen Torpedoboote durch die Dardanellen führen sollten. Er selbst verläßt sein Schiff und geht an Bord des Torpedobootes Spica. Alles ist bereit. Giuseppe Bevione erzählt jetzt in der Stampa, wie jener verwegene Einbruch in die kanonengespickte Meerenge seit langem vorbereitet war. Nun, endlich, am Abend des 18. war vom fernen Admiralsschiff durch Funkenspruch der Befehl Viales gekommen: „Los“. Keiner Vorbereitungen bedurfte es mehr. Das Nachtmahl der Matrosen besteht aus einem rohen Ei, die Kognakflasche ist verschlossen, nüchtern und klar soll dem Tode ins Auge gesehen werden. Nur eines war noch zu tun. Jedes Boot führt einen Kriegsschatz von 20 000 Lire mit sich. Die Stahlkassette wird geöffnet, das Geld verteilt, vom Kommandanten bis zum letzten Heizer übernimmt jedermann seinen Teil, um ihn für das Vaterland zu verwahren; am Gürtel befestigt jeder seine 260 Lire. Wer davon kommt und vielleicht aufgefischt wird, darf das Sümmchen ausgeben. Punkt 11,15 Uhr verläßt die kleine Flottille den Vettor Pisani. Das Meer ist ruhig, kaum bewegt, von Norden weht eine leichte Brise. Der Eingang zu den Dardanellen ist frei. Die türkischen Torpedojäger, die sonst als Wachthunde an der schmalen Pforte kreuzen, sind verschwunden. Wie lang ewird die Fahrt dauern? Man rechnet, zieht noch einmal die Uhr: mit Volldampf kann in höchstens einer Stunde, wenns glückt, vielleicht in 50 Minuten, das Ziel erreicht sein: die Flotte der Türken, die drinnen im sicheren Becken rastet und nicht ein einziges Mal die Anker gelichtet hat. Wenns glückt .... Vom zurückbleibenden Schiffe folgt man mit banger Spannung den Schaumstreifen, den die kleinen Boote hinterlassen. Kiellinie: 50 Meter Abstand. Zwei Minuten später kommt das Signal: „große Fahrt“; mit Volldampf stürmen die kleinen grauen Boote davon, am Bug schäumen die Wellen hoch auf, immer kleiner scheinen die Fahrzeugs zu werden, bis plötzlich, genau um halb zwölf Uhr, das erste der Boote, die Spica, hinter dem Vorgebirge von Kumkalessi, wie vom Dunkel aufgesogen, spurlos verschwindet. Die Einfahrt ist frei, man nimmt es als ein gutes Zeichen. Vielleicht ist der Feind sorglos und die Wachen schlafen. Aber in der nächsten Sekunde blitzt es kurz hintereinander zweimal rasch auf, und ein schmaler, zflinker Lichtstreifen zuckt wie eine funkelnde Klinge am Nachthimmel hin: der Halbmond wacht und die Außenforts geben kurz und lautlos den Kameraden das Alarmzeichen. Zehn Sekunden später zuckt es wieder auf, viermal rasch hintereinander. Aber diese Blitze haben nicht die weiße Fahlheit des Scheinwerfers, warm und rötlich leuchten sie auf und zwei Sekunden später dröhnt der Donner von vier Schüssen in den Ohren. Neben dem ersten Boot wirft ein Schrapnell im Wasser eine hohe Schaumwoge auf. Man ist entdeckt und mit einem Schlage sinken die Chancen eines Erfolges auf das Minimum. Ein kurzes Signal, und sofort verändert die Flottille ihre Formation. Man kennt die Lage der Küstenforts und marschiert zur Linie auf, um dem Feind das Ziel zu erschweren. Aber es bleibt still, totenstill, auf die vier Schüsse folgt kein neuer. Fünf, zehn, fünfzehn Minuten geht es nun schon im Volldampf weiter. War der stählerne Gruß vorhin ein blinder Alarm? Vielleicht haben die Türken einen Irrtum vermutet; vielleicht sind die Alarmzeichen ungesehen in der Nacht verblichen. Eine atemlose, fieberhafte Spannung erfüllt jeden Mann. Es wirkt fast wie eine Erlösung, als endlich, nach 20 Minuten, die Scheinwerfer plötzlich wieder die Lider öffnen. Auf allen Seiten blitzen nun die Reflektoren auf, gleiten geisterhaft über das Wasser, suchen, suchen, und nun sind die fünf kleinen Boote gefunden. Der grelle Lichtschein klammert sich an die hastig dahinhuschenden grauen Umrisse, die im Strahlenmeer fast blendend weiß erscheinen. Bald darauf öffnet die Hölle ihre Pforten; das Feuer beginnt. Mit einem Schlage ist das Dunkel und die Stille der Nacht erdrosselt und selbst das Rauschen der vom Bug zerschnittenen Wogen wird unhörbar. Die Luft wird von zahllosen Projektilen zerrissen, erst später erreicht die Detonation das Ohr, verschmilzt schon mit der nächsten und donnernd bricht sich der Widerhall an Bergen und Felsen. Die fünf Boote aber stürmen vorwärts, immer dunkler werden die Rauchwolken, die den kurzen Schornsteinen entströmen. Drunten am Kessel arbeiten die Heizer mit Aufbietung aller Kraft. Und nur manchmal erscheint an der Luke des Kesselraumes ein geschwärzter Kopf und neugierig fragt ein Heizer: „Was gibts neues?“ „Alles geht gut“ und der Kopf verschwindet wieder in den Tiefen, wo die Kolben der Maschinen hämmern, stampfen und stöhnen. Den Männern an der Küste müssen diese nächtlichen Boote wie ausgestorben erscheinen, nichts regt sich auf ihnen, keine menschlichen Gestalten bewegen sich. Das Feuer der Türken wird nicht erwidert. Wozu auch? Die kleinen 47 Millimeter-Geschütze können doch nichts ausrichten. Nur ein einziges Mal blitzt auch die Mündung eines italienischen Geschützes hastig auf: vom Persco aus hat man auf einen nahen türkischen Scheinwerfer geschossen, aber das Ziel verfehlt. Mit dem Megaphon gibt der Flottenführer seinen Kameraden den Befehl: „Ich halte einen Strich Backbord“. Und von anderer Seite tönts zurück: „Falle in Kiellinie“. Die Stimmen haben fast nichts Menschliches mehr, kommen aus dem Dunkel und verlieren sich im Ungewissen. Einmal, in einer Feuerpause, glaubt man das klagende Heulen eines Hundes zu hören. Das kommt von der Climene, die, wie alle Boote, ihre Schoßtiere mitführt. Hier sind es zwei junge Hunde, auf der Persco ein Ziegenbock; der hält sich am besten und starrt gleichgültig vor sich hin. Und unausgesetzt sprüht der Metallregen ringsum hernieder. Um die Boote und noch weit hinter ihnen wird das Meer von Geschossen aufgepeitscht. Minute um Minute geht so dahin und es ist fast ein Wunder: aber niemand wird getroffen. Jetzt sind 14 Meilen überwunden. Die gefährliche Meerenge von Tschanak ist in Sicht, jener Engpaß, dem nach wenigen Minuten Nagara folgt und dahinter die türkische Flotte. Vorwärts durch. Die Spica liegt an der Spitze, die Maschinen geben ihr höchstes. Plötzlich steht das Boot wie vom Blitz getroffen totenstill, die Schrauben schlagen hohl und ächzen dann wie im Schmerze. Noch im letzten Augenblick wird bei dem unmittelbar folgenden Boot das Steuer herumgerissen: die Persco weicht aus, setzt sich an die Spitze, die anderen folgen. Was war geschehen? Das Führerboot rannte in voller Fahrt auf ein Stahlkabel, das die Durchfahrt sperrte, riß den Draht vorwärts, bis die Trossen sich an die Flanken des Bootes legten und von der Schraube berührt wurden. „Volldampf voraus“ brüllt der Kapitän durchs Sprachrohr, die Turbine setzt ein, das Boot macht einen mächtigen Sprung vorwärts, das Stahlseil reißt, das Hindernis ist überwunden. Und da, hinter der letzten Krümmung, da ist es endlich: das breite Meer, die Marmara-See. Fern im Hintergrund zeichnen sich in magischer Helle deutlich die Umrisse der türkischen Schiffe ab und man erkennt die drei Schornsteine der Messudich. Vier Kilometer Entfernung: und die dazwischenliegende Wasserfläche von unzähligen Scheinwerfern von allen Seiten taghell erleuchtet. Die Lichtkegel der türkischen Schiffe sind auf die Flottille gerichtet, die Küstenbatterien drohen sich einzuschießen und man weiß, die dort drüben, die auf den Panzern, stehen neben den Geschützen und warten auf den Befehl zum ersten Schuß. Der Ueberfall ist mißglückt, der Feind gerüstet, die Fortsetzung der Fahrt Wahnsinn und nutzlos. Ein schrilles Signal, im Nu haben die Boote gewendet und blitzschnell gleiten sie wieder durch die Meerenge, von Licht und Feuer geleitet. Noch einmal muß man zwischen all den Batterien schwerer Geschütze Spießruten laufen, aber es glückt, glücklich wird das freie Meer erreicht. Die tolle Fhrt durch Tod und Verderben hat genau 1 Stunde 55 Minuten gedauert.

Die Datteln und die Cholera.

Zu Beginn des tripolitanischen Krieges brach bekanntlich bei dem italienischen Expeditionskorps die Cholera aus und forderte trotz aller Vorsichtsmaßregeln zahlreiche Opfer. Damals wütete, trotz aller offiziellen Dementis, noch immer in einzelnen Gebieten Süditaliens die verheerende Seuche; die amtliche Statistik räumte auch später ein, daß allein in Palermo 1500 Fälle von Cholera verzeichnet wurden, von denen 500 tötlich verliefen. Die Mannschaften des Expeditionskorps wurden bei der Ausreise sorgfältig desinfiziert, aber trotz aller Vorbeugungsmaßregeln brach kurz nach der Landung in Tripolis die Cholera unter den Truppen aus und begann ihre Verheerung. Die beiden italienischen Militärärzte Dr. Rizzuti und Dr. D'Ormea, denen die Leitung des bakteriologischen Laboratoriums im Feldzugsgebiete übertragen war, begannen sich sofort mit den Ursachen dieser Epidemie zu beschäftigen, und im Verlaufe der Untersuchungen stellte sich heraus, daß die in Tripolis verkauften Datteln, die von den Mannschaften verzehrt wurden, zum größten Teile eine geradezu erstaunliche Menge von Choleraerregern enthielten. Man nimmt an, daß die Früchte durch Fliegen und Insekten infiziert worden waren. Auch in den Brunnen fand man Choleraerreger. Die Folge dieser Feststellung war alsbald ein strenges Verbot in Tripolis, ungekochtes Wasser zu genießen; vor allem aber wurde den Soldaten kategorisch verboten, Datteln zu essen. Sofort nach Inkrafttreten dieser Maßnahme nahmen die Cholerafälle ab, und die Epidemie ging zurück. Das Trinkwasser ließ die Militärbehörde mit schweren Kosten aus Neapel herbeischaffen und täglich landeten die Schiffe 3000 bis 4000 Tonnen filtriertes Wasser aus dem Serino.

Die letzten Stunden des Kaisers von Japan.

Ueber die letzten Stunden des Kaisers von Japan wird aus Tokio gemeldet, daß Sonntag nachmittag sich viele Tausende um den kaiserlichen Palast drängten. Sie lagen auf den Knien und beteten stundenlang. Altäre wurden improvisiert, an denen Priester Hochamt abhielten. Ein solcher Altar wurde auch innerhalb des Palastes aufgerichtet, an dem unter großem Zeremoniell zelebriert wurde. Die Kaiserin, die nur drei Stunden täglich schlief, war unausgesetzt am Krankenbett, an dem auch Hofdamen, die aus dem russischen Kriege praktische Kenntnisse hatten, Krankenpflegerdienste taten. Am Samstag ermächtigten die Kaiserin und der Kronprinz die Aerzte zu subkutanen Einspritzungen. Das ist für die als Halbgöttin betrachtete Person des Kaisers ein Präzedenzfall. Seit dem ersten Bulletin vom 20. hatten die Aerzte nur sehr wenig Hoffnung. Die leichte Besserung, die zu Beginn der verflossenen Woche sich bemerkbar machte, täuschte die Aerzte nicht darüber hinweg, daß jede

Aussicht auf Genesung ausgeschlossen

war. Gestern trat nun die entscheidende Wendung ein, und um 5 Uhr nachmittags meldeten die Aerzte der kaiserlichen Familie, daß der Patient einem raschen Ende entgegengehe. Er war völlig besinnungslos. Die Glieder schwollen an, und es traten Lähmungserscheinungen auf. Der Tod erfolgte durch Herzschlag. Mit welchem Zeremoniell der Kaiser beigesetzt werden wird, steht noch nicht fest. Da er vor 45 Jahren zur Regierung kam, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß angesichts des radikalen Umschwunges im Leben Japans das alte Zeremoniell irgendwie befolgt werden wird. Man erwartet, daß am Beisetzungsort ein Tempel errichtet werden wird.

Die ganze englische Presse

ist überzeugt, daß der Tod des Kaisers keine Wendung in der Politik Japans bedeute. „Wird Japan mit der bisherigen Weisheit und Vorsicht weiter geleitet“, so sagen die „Times“, „so kann der neue Kaiser ohne Furcht in die Zukunft schauen.“ Die „Times“ finden, daß der Kaiser viele Eigenschaften mit Kaiser Wilhelm 1. gemein hatte und vieles tat, um der wirtschaftlichen Not zu steuern. Der neue Kaiser kam im Jahre 1909 nach England, bei welcher Gelegenheit er öffentlich seiner Sympathie für das englische Volk Ausdruck gab. In Japan, sagte er, seien alle Leute stolz auf das Bündnis mit England.

Vom Palais der japanischen Botschaft am Königsplatz in Berlin weht zum Zeichen der Trauer die Fahne des ostasiatischen Inselreiches, der rote Sonnenball im weißen Felde, auf Halbmast. Die in der Vorhalle ausgelegte Kondolenzliste ist mit zahlreichen Namen bedeckt, und die japanischen Schriftzeichen sind darunter besonders bemerkbar. Im Namen des Auswärtigen Amtes hat sich Unterstaatssekretär Zimmermann eingetragen.

Aus dem Seelenleben der Blinden.

Die ewige Nacht, in der die große Schar der Blinden dahinlebt, trennt sie wie ein gähnender, unüberbrückbarer Abgrund von der lichten Welt der Sehenden und schließt sie zu einer großen Gemeinschaft zusammen, in der das gleiche Schicksal hoch und niedrig, arm und reich miteinander verbindet. Aber im Seelenleben der Blinden gibt es doch auch gar mannigfache Verschiedenheiten des Fühlens und Beurteilens, und so werden uns, die wir stets in einer gewissen Ergriffenheit auf jene Stimmen aus der Welt des Dunkels lauschen, die Bekenntnisse eines Blinden besonders interessieren, der uns seine Welt mit dem inneren Auge der Seele zu sehen lehrt. In „Ueber Land und Meer“ erzählt Ernst Haun allerlei von dem Segen der modernen Blindenerziehung, die er, selbst ein Lichtloser, genossen, und beschreibt anschaulich, wie ein Blinder allein durch die Großstadt geht: „Dort müssen hohe Häuser stehen, wahrscheinlich vierstöckige, denn der Schall meiner Tritte kommt hart und hell zurück. Wären es niedere Häuser, dann würde das Geräusch der Schritte im weiten Luftraum echolos verhallen. Jetzt treten die Häuser anscheinend zurück, denn der Widerhall ist weniger exakt. Dort werden wohl Vorgärten sein, und die Bäume und die Sträucher saugen einen Teil des Schalles auf und halten ihn fest. Richtig, ich habe mich nicht getäuscht, denn dort rauscht ein Baum. Es klingt wie Nasseln, wie Knattern, denn der Baum muß harte Blätter haben. Vielleicht eine Platane. Jetzt wieder rauscht es tief und voll, das muß ein Baum mit dichter, voller Krone sein. er ist groß. — Jetzt kommt es wie ein kleines, feines Glöckchen herübergebimmelt; das muß der feine Strahl einer Fontäne sein. Dort ist also ein feiner, vornehmer

Premierleutnant Friedrich.

Von E. Rolfs.

(Nachdruck verboten.)

Als er in der kleinen Garnison stand, hieß der heutige „Oberleutnant“ noch „Premier“. Es war zwischen 66 und 70. Aber die Geschichten vom Premier Friedrich werden heut noch in dem Städtchen erzählt. Es hatte erst seit 1867 Garnison, ein Bataillon Infanterie, und deshalb war alles, was das Militär betraf, von doppelter Wichtigkeit. Premierleutnant Friedrich war ein tüchtiger Offizier, streng und scharf im Dienst, ein gerechter Vorgesetzter und dabei ein trefflicher Kamerad, ein fröhlicher, liebenswürdiger Mensch. Niemals ein Spielverderber. Als ältester Premier hatte er häufig den Hauptmann zu vertreten und die Kompagnie zu führen. So auch einmal Ende Oktober, als die „Saison“ in dem Städtchen begann. Die Damentees wurden der Reihe nach regelmäßig bis Weihnachten abgehalten. Den Reigen begann die Frau Amtsgerichtsrätin, wie alljährlich. Der ganze Stock, den Gerichtsrats bewohnten, prangte eines Abends in hellstem Lichterglanz. Der Herr des Hauses hatte sich rechtzeitig in sein Stammlokal geflüchtet, und die Damen waren zum Glück schon vollzählig versammelt, als ein furchtbarer Regenguß einsetzte. Premierleutnant Friedrich war auf dem Wege zu seiner außerhalb der Stadt gelegenen Wohnung. Er schlug den Mantelkragen hoch, drückte die Mütze tiefer in die Stirn und versuchte, dem Unwetter Stand zu halten. Aber schließlich wurde es ihm doch zu toll, und da keine standesgemäße Kneipe in der Nähe war, trat er im ersten besten Haus unter und bemerkte erst nach einer Weile, daß es das war, in dem Gerichtsrats wohnten. Eben wollte er sich eine Zigarre anzünden, da huschte etwas die Treppe herunter; ein weibliches Wesen schmiegte sich liebend an ihn mit den halblauten Worten: „Da haste en Groschen, un da e Töpfle Gänsfett, mei Herrschaft mag keins, un da en Kuß — weiter gibt's heut nix. Mei Madam hat Gesellschaft, un ich hab kein' Augenblick Zeit.“ Damit eilte die Schöne auch schon wieder von dannen. Premierleutnant Friedrich fühlte in seiner Rechten den Groschen, in seiner Linken ein Töpfchen und auf seinen Lippen den Nachgeschmack eines warmen Kusses. Er lachte hell auf, versenkte das sorgfältig zugebundene Töpfchen in seine Manteltasche, barg den Groschen im Portemonnaie und zündete sich dann seine Zigarre an.

Als er merkte, daß der Regen nachließ, machte er sich wieder auf den Weg. In der Frühe des anderen Morgen hatte er eine kurze Unterredung mit seinem Burschen, der in den Kreisen der Küchenfeen des Städtleins gut Bescheid wußte; dann ging er schmunzelnd zum Dienst. Als der vorüber war, ließ er die Kompagnie noch einmal antreten und fragte in strengem Ton und mit gerunzelter Stirn: „Wer von euch ist der Schatz von Gerichtsrats Marie? Raus mit der Sprache!“ Tiefes Schweigen, verhaltenes Lachen, verstohlene Blicke nach einem hübschen, schlanken Musketier, dessen Antlitz sich mit dunkler Röte überzog. Premier Friedrich wartete kurze Zeit, dann wiederholte er seine Frage und setzte hinzu: „Ich warte jetzt noch 50 Sekunden. Meldet sich der Betreffende bis dahin nicht, dann passiert was.“ Damit zog er seine Uhr. Da gab sich der hübsche Musketier einen Ruck, trat einen Schritt aus dem Glied und stotterte: „Zu Befehl, Herr Premierleutnant, ich bin der Marie ihr Schatz.“

Der Premier ging auf ihn zu, nahm einen Groschen aus dem Portemonnaie und reichte ihn der Marie ihrem Schatz: „Hier hast du den Groschen.“ Dann holte er aus der Manteltasche das zugebundene Töpfchen: „Und hier das Töpfchen Gänsefett. Den Kuß, den mir die Marie gestern abend, als ich im Hausflur bei Gerichtsrats Schutz vor dem Regen suchte, versetzt hat, kann ich dir natürlich nicht wiedergeben. Er war nicht ohne, das kannst du mir glauben. Na, du weißt ja wohl, wie die Marie küssen kann.“ Premierleutnant Friedrich redete die Leute gelegentlich mit „du“ an, ohne daß es ihm jemals einer übelgenommen hätte. Auch der Musketier Kunze nahm's ihm nicht übel, dazu war er viel zu erschrocken. Herrgott, was hatte das Mädel angestellt in ihrer Dummheit! „Entschuldigen der Herr Premierleutnant der Marie ihre Dummheit, darum bitte ich ganz gehorsamst,“ so würgte er heraus. O, er wußte schon, was sich schickte! Der Offizier lachte herzlich und meinte: „Irren ist menschlich, lieber Kunze. Wollen Sie das Mädel denn auch heiraten?“

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant, gleich wenn ich ausgekleidet bin, nächsten Herbst.“

„Na, dann bitt' ich mir aber aus, daß ich zur Hochzeit eingeladen werde.“

„Wenn der Herr Premierleutnant uns die Ehre antun wollen, werden wir uns sehr freuen,“ so erwiderte der hochbeglückte Kunze.

Und wirklich trank im nächsten Oktober Premierleutnant Friedrich auf der Hochzeit des Kunze mit der schmucken Marie — sie stammte aus einem benachbarten Dorfe — eine Tasse Kaffee und aß zwei Stück dicke Streuselkuchen. Er schenkte dem jungen Paare zwei prächtige Blumenvasen, die heut noch die Glanzstücke der Tischler Kunzeschen Einrichtung bilden. — — —

Premierleutnant Friedrichs Burschen wären sämtlich für ihren Herrn durchs Feuer gegangen, was natürlich nicht hinderte, daß sie sich gelegentlich an seinem Kognak und an seinen Zigarren gütlich taten und manches Fläschchen Bier ohne besondere Erlaubnis austranken. Er war darin auch durchaus nicht engherzig, nur die Importen hielt er unter festem Verschluß.

„Ich fahre heute nachmittag weg und komme erst morgen um zehn Uhr zurück, Fink,“ so sagte Premierleutnant Friedrich eines Sonnabends zu seinem Burschen. Der hatte nichts Eiligeres zu tun, als einen Kameraden, den Burschen eines gerade beurlaubten Leutnants, für den freien Abend zu einem fröhlichen Gelage einzuladen. Es ging hoch her dabei, und erst zu später Stunde fanden die beiden Kumpane, daß es nun genug sei.

Als der Bursche des Leutnants sich zum Gehen rüstete, meinte Fink: „Ach, wozu willst du jetzt noch den weiten

Ziergarten und darin liegt gewiß auch eine vornehme Villa. — Ah, jetzt klingt Kinderlachen heraus, das klingt so hell und rein, als zählte man Silbergeld. Es wird ein kleines Mädchen sein, Knabenstimmen sind meist härter. Wie alt wird sie sein? Vielleicht zweijährig, denn ihre kleinen Füße trippeln noch recht unsicher. — Da, „Hasch! hasch" machte eine Frauenstimme hinter der Kleinen her. Ob es die Kindergärtnerin ist? Jung ist sie, denn ihre Stimme hat noch den weichen Schmelz der Jugend, doch ihr Kleid rauscht wie schwere Seide. Wird das nicht eher die Mutter selbst sein? Ein schwerer Tritt kommt jetzt die Straße herauf. Wie leere blecherne Kochtöpfe, so hohl und ungeschickt setzen die Beine Stiefel nach Stiefel plump auf das Trottoir. Eine Frau ist es nicht, sie hätte nicht so plumpe Stiefel, auch würde ihr Kleid den Schall ganz bedeutend abdämpfen, es ist ein einfacher Mann. Aber er lebt in gefestigter Position, denn sein ruhig-bedächtiger Schritt zeigt deutlich sein inneres Gleichgewicht, seine behagliche Selbstzufriedenheit. Jetzt kommt dort ein junger Mensch, denn sein Gang ist elastisch und rasch. Den neuesten Gassenhauer pfeift er; er wird also den unteren Gesellschaftskreisen angehören! — Und jetzt, es riecht nach Milch! Hier ist also das Milchgeschäft, nun noch 20 Schritte, und meine Haustür ist da!" So hat der Blinde seine besondere Augen, und wenn ihm auch Farben immer fremd bleiben, so kann er doch eine bedeutende Bildung erlangen.

Hubert Lathams letzter Brief.

Dem „Matin" schreibt man aus Dreux im Departement Eure-et-Loire: Gerade in dem Augenblick, wo man sich anschickte, die Heimkehr Hubert Lathams zu feiern, gelangte nach dem Schlosse Maillebois die traurige Nachricht von dem Heimgang des jungen Aviatikers. Und in dem großen und prunkvollen Hause, in welchem seine Kindheit verfloß, beweint heute eine Frau in tiefster Trauer, die unter dem gewaltigen Schmerze ganz zusammengebrochen ist, den Verlust ihres einzigen Sohnes. Was die Qualen und das Leid dieser unglücklichen Mutter noch erhöht, ist der Umstand, daß sie über die näheren Umstände des tödlichen Unglücksfalles nichts weiß, ja daß sie augenblicklich nicht einmal weiß, ob sie die irdische Hülle ihres Kindes, dessen Verwegenheit ihr von jeher Angst und Sorgen bereitet hatte, jemals wiedersehen wird. Hubert Latham hatte Maillebois im Dezember vorigen Jahres verlassen, um nach Afrika auf die Großwildjagd zu gehen. Seit seiner Abreise ließ Latham, der abgesondert von aller Welt im Busch lebte, nur hin und wieder einmal kurze Nachrichten an seine Mutter gelangen. Man erfuhr auf diese Weise, daß er während der Monate März und April sieben Elefanten getötet hatte und dazu noch — so schrieb er — eine Anzahl Antilopen. Stolz auf diese Trophäen, mit welchem er die großen Säle von Maillebois schmücken wollte, hatte er bereits einen Teil der Hauzähne, der getöteten Dickhäuter in die Heimat geschickt. Am 28. Juni erhielt Frau Latham ein Telegramm. Es war von der Station N'Guimi abgesandt und lautete: „Gute Nachrichten; telegraphiere nach Fort Lamy." Als nun letzten Montag Frau Latham durch die lakonische telegraphische Meldung des Gouverneurs Merlin den am 7. Juni eingetretenen Tod ihres Sohnes erfuhr, wollte sie die entsetzliche Botschaft zuerst nicht für wahr halten. Hubert konnte doch nicht am 7. Juni das Opfer eines Unglücksfalles geworden sein, wenn er noch am 28. Juni ein Telegramm aus N'Guimi abgeschickt hätte. Die arme Frau mußte sich aber bald mit der schrecklichen Wirklichkeit abfinden. N'Guimi liegt an den Ufern des Tschadsees, 800 Kilometer von der Stelle, an welcher Latham jagte. Da er von jeder Poststation entfernt war, seiner Mutter aber trotzdem eine Botschaft senden wollte, hatte der Aviatiker einen Monat vorher einer Karawane den Auftrag gegeben, auf der ersten Telegraphenstation, die sie erreichen würde, das Telegramm nach Frankreich abzusenden.

Der letzte Brief, den Frau Latham erhielt, ist von Goree bei Fort Carnot datiert und trägt das Datum des 3. Mai: „Ich bin ganz gesund", schrieb Hubert Latham, „und von meiner Reise ganz entzückt. Ich sehne mich nach dir und nach der Familie. Verzeihe meine Kürze, aber ich könnte Dir doch nur Jagdgeschichten erzählen, und das wäre für Dich wohl zu wenig interessant. Ich befinde mich jetzt in einem angenehmen Lande. Ich habe den wahren Sudan, an den ich gewöhnt bin, wiedergefunden. In zwei Tagen gedenke ich ein Jagdgebiet zu erreichen, auf welchem die Elefanten in ganzen Herden vorhanden sind. Mein Brief wird dich in Maillebois erreichen. Wie beneide ich Euch trotz alledem!" Latham teilte dann noch mit, daß er Anfang August wieder zu Hause zu sein hoffe; er wollte über Port Lamy nach Frankreich zurückkehren. Das Verhängnis hat aber alle seine Zukunftspläne zunichte gemacht. Im Jahre 1907 war Hubert Latham dank seiner Kaltblütigkeit zweimal dem Tode entronnen. Während einer Jagdfahrt nach Abessynien, die er mit zwei Freunden, den Brüdern Parmentier, unternommen hatte, wurde er einmal von einem Rhinozeros, ein andermal von einem Büffel angegriffen. Der kühne Jäger schwebte beidemal in höchster Lebensgefahr, verlor aber auch nicht einen Augenblick die Besinnung und streckte die beiden Tiere nieder. Als er sich zuletzt nach Afrika einschiffte, erinnerte sich Latham an diese ersten Abenteuer und sagte zu einem Freunde, daß er Büffeln und Rhinozerossen nie ohne ernste Besorgnis gegenübertrete.

* Die Ausgrabung einer Stadt des alten Palästina.

Die alte Stadt Geser, die etwa 25 km südöstlich von Joppe liegt und eine außerordentlich günstige Lage einnimmt, muß früher ein wichtiger strategischer Punkt gewesen sein und blickt auf eine uralte, an wichtigen Ereignissen reiche Geschichte zurück. Diese Tatsache bewog den englischen Archäologen Professor Stewart Macalister, an der Stätte des alten Geser umfassende Ausgrabungen vorzunehmen, die in zwei Kampagnen von 1902 bis 1905 und 1907 bis 1909 durchgeführt wurden. Die äußerst reichhaltigen und wichtigen Ergebnisse seiner Arbeiten legt er nun in einem großen dreibändigen Werke vor. Geser ist eine typische Stadt Palästinas und weist Spuren auf von all den verschiedenen Rassen, die zu verschiedenen Zeiten um den Besitz dieses unglücklichen Landes gekämpft haben. Macalister konnte als früheste Ansiedlung die der sogenannten Troglodyten oder Höhlenbewohner feststellen, eines Volkes, das fast ausschließlich Waffen und Geräte aus Feuerstein benutzte und auf einer sehr tiefen Stufe der Zivilisation sich befand. Diese Troglodyten scheinen bis um das Jahr 3000 v. Chr. in Geser gewohnt zu haben; 500 Jahre später sind sie von semitischen Stämmen vertrieben, die wieder unter die Oberherrschaft Ägyptens gerieten. Unter dem Pharao Amenophis IV. ging dann Palästina für die Ägypter verloren und die nachfolgende Anarchie machte für den Hebräer den Weg frei, um ihren in der Bibel erzählten Zug nach dem gelobten Land zu unternehmen. Die Hebräer aber vertrieben nicht die Kanaaniter, sondern, wie das Buch der Richter der Wahrheit gemäß erzählt, erlaubten ihnen, „unter ihnen zu wohnen". Von Kreta aus besetzen die Philister die Städte der Meeresküste, bis auch sie durch einen neuen Einfall der Ägypter unterworfen wurden; ihren israelitischen Vasallen wurde dadurch Gelegenheit gegeben, in dem Lande wieder festeren Fuß zu fassen. Wir können dann an der Hand der Ausgrabungen das Einströmen der assyrischen und chaldäischen Elemente verfolgen, die die ägyptische Kultur zu verdrängen begannen; dagegen sind von den Persern, die ihre Nachfolger auf dem blutgedüngten Boden des heiligen Landes wurden, nur wenige charakteristische Spuren gefunden worden. Alexanders Eroberungszug brachte die Segnungen der hellenischen Kultur, wie überall nach Asien, auch nach Geser; ein blühender Handel und großer Luxus entwickelte sich. In dem Aufstand der Makkabäer gegen Antiochus Epiphanes spielt die Stadt eine große Rolle, denn sie wurde von den Aufständischen erobert und die Makkabäer bauten sich hier eine feste Burg. Welch ungeheuren Nachteile der Aufstand der Makkabäer für ihre Landsleute nach sich zog, geht aus den Forschungen Macalisters deutlich hervor. Hier liegt der Anfang jener Tragödie des jüdischen Volkes, die schließlich seine völlige Entwurzelung aus dem heimischen Boden zur Folge hatte. Eine bedeutende Rolle scheint die Stadt, die während des erneuerten persischen Reiches wieder aufblühte, zur Zeit der Kreuzzüge gewonnen zu haben, da die Theorie Wahrscheinlichkeit hat, daß der berühmte „Mont Gisart" der Kreuzfahrer Geser war. Diese vieltausendjährige Geschichte hat der Gelehrte aus den mit größter Sorgfalt freigelegten Schichten der Ruinenstätte abgelesen. Durch die Grabungen wurde auch neues Licht auf die Bibel geworfen. Die dem Moloch gespendeten Feueropfer der Erstgeborenen werden durch die Entdeckung eines „Kinderfriedhofes" mit Hunderten von Skeletten neugeborener Kinder bestätigt. Die Geschichte Simsons erfährt eine Erklärung durch die Freilegung von Philister-Häusern, bei denen die Dächer durch auf Steinunterlagen ruhende Holzpfosten gestützt waren; einem besonders kräftigen Manne konnte es nicht schwer sein, diese hölzernen Pfosten umzustürzen. Sogar die Geschichte vom Eselskinnbacken wird aufgehellt durch den Fund einer merkwürdigen und furchtbaren Waffe, die aus dem mit Feuersteinen versehenen Kinnbacken eines Tieres bestand; gewöhnlich mag dieses mit spitzen Steinen wie mit Zähnen ausgelegte Instrument als Sichel verwendet worden sein. Die Grabungen wurden mit enormen Kosten ausgeführt; Macalister berechnet, daß in all den Jahren wohl monatlich gegen 7000 M. aufgewendet wurden.

Launen des Blitzes.

Auch in diesem Sommer richtet der Blitz wieder viel Unheil an, und wir empfinden lebhaft nach, welche Schrecken der aus der Wolke zuckende Strahl auf einfachere Gemüter ausüben mußte, die noch nichts von den natürlichen Vorgängen der Luftelektrizität wußten. Wie man im Altertum im Blitz das furchtbarste Strafmittel des Donnerers Zeus sah, so erblickte man in ihm im Mittelalter eine höllische Erfindung des Teufels, und wenn man seine wunderlichen Launen und Ränke betrachtet, könnte man wirklich glauben, daß der Blitz das Spielzeug irgendeines schlimmen Schalks sei, der die Menschen ebenso oft höhnt, neckt und ängstigt, als tötet und schädigt. Von solchen Launen des Blitzes erzählt Dr. Cabanes im Journal. Der himmlische Poltergeist, der in dem elektrischen Strahl sich äußert, scheint eine Freude daran zu haben, den armen Sterblichen die Kleider auszuziehen. So riß der Blitz einer Bäuerin, die in einem Gebüsch vor dem Unwetter Schutz gesucht hatte, all ihre Kleider vom Leibe und ließ sie nackt und besinnungslos liegen. Im Juli 1896 wurde ein Mäher bei Chalons-sur-Saone in dem Augenblick vom Blitz getötet, wo er eine Zigarette anzündete. Vier Leute waren während eines Gewitters auf die Spitze des Hauptmastes eines Schiffes geklettert, als der Blitz hineinschlug. Zwei von ihnen wurden getötet und aller Kleider entblößt; die beiden anderen blieben völlig unverletzt, aber die Beinkleider wurden ihnen vom Leibe gerissen. Doch der Blitz entkleidet nicht nur die Menschen, er rasiert ihnen auch die Haare ab. Dies passierte einer Dame in einer Gemeinde des Isere-Gebietes. Ein Fräulein von 20 Jahren Laura L... ging während eines Gewitters von dem Dorfe Dumesnil nach Fresnaux unter dem Schutze eines Regenschirms; der Blitz schlägt neben ihr ein, ohne daß sie irgendwelche Erschütterung verspürt. Als sie aber zu Hause angekommen war, bemerkte sie zu ihrem Entsetzen, daß sie keine Haare mehr auf dem Kopf hatte, sie waren ihr glatt abgeschnitten worden, wie mit einer Maschine. Das gleiche passierte übrigens einem Schiffsleutnant, der von Lorient nach Brest fuhr. Ein ander Mal fuhr der Blitz durch den Schornstein in ein Häuschen, warf ein Kochtopf mit Deckel vom Herde und riß den Schlüssel aus der Tür, der dann später unter dem Schrank gefunden wurde. Als Detektiv erwies sich der Blitz im Sommer 1865. Einem Arzt war sein Portemonnaie gestohlen worden, das auf der einen Seite in Stahl sein Monogramm, zwei gekreuzte D, zeigte. Der Dieb konnte nicht ermittelt werden, jedoch wurde der Arzt drei Tage später zu einem vom Blitz getroffenen Mann gerufen, der leblos unter einem Baum lag. Man entkleidete ihn und was findet man? Zwei gekreuzte D, die auf das Fleisch des einen Schenkels wie tätowiert waren. In seiner Tasche fand sich das gestohlene Portemonnaie; die Elektrizität hatte den Stahl geschmolzen und dabei hatte das Metall seine Spuren dem Fleisch aufgedrückt; der Blitz hatte den Dieb gezeichnet. Sehr merkwürdig sind die Bilder und Figuren, die der Blitz bisweilen auf dem Körper der von ihm Betroffenen zurückläßt. Aber der Blitz verwundet nicht nur und tötet, er soll auch heilkräftige Wirkungen haben. Die Gazette de Santo bringt einen authentischen Bericht über die Heilung eines gänzlich Gelähmten durch den Blitz, und auch andere derartige Fälle sind registriert worden. Wenn man sich nun auch diesen Mitteilungen gegenüber ungläubig verhalten wird, so ist es jedenfalls eine Tatsache, daß man noch vor 200 Jahren glaubte gegen den bösen Blick und überhaupt gegen alles Unheil gefeit zu sein, wenn man einen „Donnerstein" in der Tasche trug.

Napoleon-Erinnerungen auf Elba.

Eine interessante Napoleonerinnerung von Elba veröffentlicht der Leiter des „Panaro", der kürzlich die berühmte Insel besucht hat. Als Napoleon nach seiner ersten Abdankung auf Elba landete, begab er sich von Portoferraio sofort zur Madonna, nicht um zu beten, sondern um den Versuch zu machen, durch Signale mit seiner Heimatinsel Korsika in Verbindung zu treten. Der alte Geistliche des Ortes, der Priester Egisto Testa, hat die Ueberlieferungen, die sich mit diesem Signaldienst Napoleons beschäftigen, gesammelt und dem Leiter des Panaro vorgelegt. Dann führte der Geistliche seinen Gast zu der Stätte dieser Signalstation, um jeden Zweifel über die Möglichkeit einer Verständigung durch Lichtsignale mit Korsika zu zerstören. „Wir bestiegen eine hoch emporragende Felsspitze und erreichten bald die Ueberreste dieses seltsamen Leuchtturmes, der heute durch den Wind von Sand und Erde fast verdeckt ist. Hier hatte Napoleon einen hohen Pfosten errichten lassen, von dem aus er seinen Gesinnungsgenossen auf Korsika Signale übermittelte und auf eine Entfernung von gegen 60 Kilometer mit Hilfe des Fernglases Antworten empfing." So beschäftigt sich der Geist Napoleons schon am ersten Tage seiner Landung auf Elba mit dem Plan der Rückkehr nach Frankreich, der wenige Monate später zur Ueberraschung und zum Schrecken Europas Wirklichkeit wurde. Eines Tages verließ ein kleiner Segler Portoferraio und fuhr durch die Linie der englischen Wachtschiffe. Am Golf von Antibos wurde das Fahrzeug von einer englischen Fregatte angehalten und durch das Sprachrohr kam die Frage: „Aus Porteferraio?" „Ja wohl." „Was macht Bonaparte? Träumt immer?" „Er träumt und will nach Frankreich zurückkehren." Ein schallendes Gelächter vom englischen Schiffe klang herüber. Der Mann aber, der die Fragen des englischen Marineoffiziers so offen beantwortet hatte, war Napoleon selbst, der wenige Tage später in Cannes landete. Dann kamen die berühmten schnell einander folgenden drei Artikel des Journal offiziell, von denen der erste die Ueberschrift trug: „Der Usurpator hat die Insel Elba verlassen". Der zweite Artikel hieß: „Bonaparte in Cannes gelandet" und der letzte endlich lautete: „Unser geliebter Kaiser ist triumphierend eingezogen."

Weg machen? Es ist stockdunkel draußen. Leg' dich einfach in meinem Herrn sein Bett; morgen wird die Wäsche geholt, da wird's doch einmal abgezogen." Der Kamerad ließ sich den Vorschlag gefallen, und bald lagen die beiden in tiefem Schlaf. Gegen ein Uhr ertönte die Flurglocke. Fink ermunterte sich nicht ohne Mühe und fuhr aus dem Bett. Da mußte entschieden ein Unglück passiert sein, oder vielleicht kam ein dringendes Telegramm. Aber nein, vor der Tür stand sein Herr, heil und gesund. „Ich bin doch mit dem letzten Zuge zurückgekommen, die anderen Herren blieben auch nicht. Den Drücker hatt' ich leider nicht bei mir, nur den Hausschlüssel. Na, mach' nur nicht so'n entsetztes Gesicht, Kerl. Kannst gleich wieder in die Posen kriechen. Ich brauch' nur noch 'n Glas frisches Wasser." Schlotternd stand der unglückliche Fink vor seinem Herrn, der ihn verwundert anblickte. „Nu, bist du krank oder schläfst du noch?"

„Zu Befehl, nein, Herr — Herr Premierleutnant, aber in Herrn Premierleutnant seinem Bett liegt einer."

„In meinem Bett liegt einer? Willst du dich nicht etwas deutlicher ausdrücken? Fix und ohne Ausflüchte."

„Hu — hü — ach Gott — huhu, Herr Premierleutnant, ich hatt' mir 'n Kameraden eingeladen zum Abend, den Burschen vom Herrn Leutnant vom Schleinitz, un weil's doch so spät war, und weil doch morgen die Waschfrau den Bettüberzug holt, da — da —"

„Da hat sich's der Kerl in meinem Bett bequem gemacht. Da soll doch gleich ein heiliges Donnerwetter dreinschlagen!" Der arme Fink hatte alle soldatische Strammheit eingebüßt und war ganz in sich zusammengekrochen. Beim Anblick dieser Jammerfigur verflog der Zorn seines Herrn. Es fielen ihm allerlei lose Streiche aus der Schul- und Fähnrichszeit ein, und ganz milde sagte er: „Na, nun ist's einmal geschehen, nun laß deinen Kameraden nur ruhig, wo er ist. Ich leg' mich auf die Chaiselongue und deck' mich mit der Schlafdecke zu. So, nun noch ein Glas Wasser, dann kannst du dich verziehen. Morgen früh um acht Uhr weckst du mich, verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant."

Punkt Acht weckte Fink seinen Herrn, und dann fragte er schüchtern: „Soll ich Möller nu rausschaffen? Er muß ja hier durch."

„Freilich, weck' ihn nur. Hoffentlich hat er gut geschlafen." Na, der Möller kriegte einen schönen Schreck, als er erfuhr, was sich zugetragen hatte. An allen Gliedern zitternd kam er nach zehn Minuten aus der Schlafstube und stammelte verwirrte Entschuldigungen. Dann wollte er sich zur Ausgangstür hinausdrücken. Aber Premierleutnant Friedrich vertrat ihm den Weg: „Hier geblieben, Möller. Ich werde doch nicht so unhöflich sein, meinen Logiergast ohne Frühstück gehen zu lassen. Das soll mir niemand nachsagen. Fink, du kochst jetzt ganz geschwind einen guten Kaffee. Wo die Zigarren stehen, wissen Sie wohl selbst, lieber Möller? Bitte, bedienen Sie sich. Tun Sie ganz, als ob Sie zu Hause wären." Richtig mußte der Musketier Möller mit dem Premierleutnant Friedrich Kaffee trinken. Er erstickte fast dabei, wenn er daran dachte, was diese Geschichte wohl für Folgen haben würde. Aber sie hatte gar keine Folgen weiter, als eben die, daß sie heut noch häufig im Städtchen regaliert wird, ebenso wie manche andere Anekdote von Premierleutnant Friedrich. Die älteren Leute gedenken dabei wehmütig des liebenswürdigen Offiziers, der im deutsch-französischen Kriege sein Leben lassen mußte.

)(Mücken und Musik.

Musik sänftigt die Sitten, so sagt ein bekanntes Wort. Aber auf die Mücken scheint das keine Anwendung zu finden. Ein Engländer Roß hat in Indien darüber Studien angestellt, wie sich die Mosquitos der Welt der Töne gegenüber verhalten. 13 Jahre hat er in dem kleinen Ort Patna gelebt und in häufigen Versuchen erkannt, daß nichts eine solche Anziehungskraft auf die schlimmen Stechmücken hat, wie das Violinenspiel, die dadurch sogar zum Gebrauch ihrer Stachel besonders angeregt werden. „Die Mosquitos", erzählt er, „sammelten sich in dichtesten Haufen um die Violine und um mich; sie gerieten geradezu in Verzückung und quälten mich so furchtbar, daß ich mein geliebtes Violinenspiel völlig aufgeben mußte."

Kinderlaufen
Einkäufe zu machen. Ihr Weg führte sie am Schloßberge vorbei, und als sie an der sprudelnden Quelle anlangte, sah sie zu ihrem Erstaunen neben derselben eine

Kinderlaube

redigiert von Martha Kempner-Hochstädt.

Gute Kameraden.

Von Tante Käthe.

Sieh da — Baroneß Irene
Arm in Arm mit Schusters Lene,
Alle Tage zieh'n sie so
Nach der Schule frisch und froh.
Jung-Irene, schmuck und fein,
Ist des Hausherrn Töchterlein,
Wohnt gar prächtig Beletage,
Und Papa hat Equipage;
Lene wohnt nicht weit von ihr,
Denn ihr Vater ist Portier
Beim Baron, und statt Entlohnung
Hat er freie Kellerwohnung.
Lene geht im Baumwollkleide,
Das Irenes ist von Seide;
Doch trotz all der Unterschiede
Herrschet Lieb' und schönster Friede
Zwischen beiden immerdar;
Dünkt euch das nicht wunderbar?
Nun, ihr sollt sogleich erfahren,
Wie sie ihre Freundschaft wahren:
Frei von Hoffart ist Irene,
Frei von Neid und Mißgunst Lene!

Das Burgfräulein.

Eine ostpreußische Sage von Onkel Anton.

Auf dem Schloßberge neben der Stadt Kreuzburg in Ostpreußen, welcher nur durch eine schmale Schlucht von derselben getrennt ist, stand vor vielen, vielen Jahren eine stattliche Ritterburg, welche aber seit beinahe 350 Jahren in Trümmern liegt. Als die Burg noch in ihrem vollen Glanz auf dem Berge thronte, herrschte in derselben und auf dem Schloßberge ein geschäftiges Treiben. Ritter und Knappen zogen ein und aus, und einst hielt auch eine liebreizende Jungfrau ihren Einzug in die Burg. Sie hieß Hilda von Frankenstein, war die Schwester des damaligen Gebieters von Kreuzburg und kam aus dem Harlande, ihrem geliebten Bruder einen längeren Besuch abzustatten. Nur wenige Wochen weilte Hilda auf der Burg, als die feindlichen Schweden ins Land kamen, die Kreuzburg erstürmten und in Brand setzten. Viele Ritter wurden erschlagen, und Hilda flüchtete in ein unterirdisches Gewölbe, aus welchem sie nie wieder zum Vorschein kam.

Bald aber ging die Sage im Lande, daß ab und zu eine weißgekleidete Jungfrau auf dem Berge sich zeige, und diese Sage ist heute noch unter den Bewohnern Ostpreußens verbreitet. Unten am Schloßberge befindet sich eine Quelle. Aus einer in den Berg eingelassenen Holzröhre fließt das herrlichste Quellwasser in einem starken Strahle heraus, und alle Bewohner der Stadt holen seit undenklichen Zeiten aus diesem „Sprind" ihr Trinkwasser. An dieser Quelle soll nun die Jungfrau auch gesehen worden sein, und zwar oft in Begleitung eines geharnischten Ritters. Vor etwa fünfzig Jahren trug es sich zu, daß eine Bauersfrau aus dem benachbarten Dorfe Tiefenthal an einem Sonntage sehr früh nach der Stadt ging, um verschiedene Einkäufe zu machen. Ihr Weg führte sie am Schloßberge vorbei, und als sie an der sprudelnden Quelle anlangte, sah sie zu ihrem Erstaunen neben derselben eine weißgekleidete Jungfrau auf dem Steine sitzen. Sie trug das Haar aufgelöst, hielt in der Rechten einen blinkenden Kamm, den sie ab und zu in das Wasser tauchte, und mit dem sie ihr langes, blondes Haar kämmte. Die Frau dachte bei sich: Wie kommt das schöne Fräulein so früh an die Quelle? Ueberdies scheint sie eine Fremde zu sein, denn in der Stadt, wo ich doch sehr gut bekannt bin, habe ich sie noch nie gesehen. Langsam schritt sie näher und sagte freundlich: „Guten Morgen, Fräuleinchen!" Da keine Antwort erfolgte, rief sie etwas lauter: „Guten Morgen!" Alles blieb stumm, und ärgerlich über den vermeintlichen Hochmut der Stadtdame, die es nicht für nötig hielt, den freundlichen Gruß einer schlichten Landfrau zu erwidern, ging die Bäuerin weiter. Doch kaum hatte sie einige Schritte getan, da vernahm sie die Stimme der Jungfrau, welche in kläglichem Tone sagte: „Ach, warum nicht zum dritten Male; dann wäre ich erlöst!" — Erschreckt blickte die Frau hinter sich, doch die Jungfrau war verschwunden. Zitternd und bebend an allen Gliedern, gelangte die Frau in die Stadt, erzählte, was ihr an der Quelle begegnete, und eilte dann ihrem Dorfe zu. Dort verfiel sie alsbald in ein hitziges Fieber, von dem sie sich erst nach langer Zeit erholte. Aber lachen hat sie seitdem niemand gesehen.

Rätsel.

Nach langer Dürre erquick' ich das Land,
Mein Name ist jedem Kinde bekannt;
Doch rückwärts gelesen, ei, sieh da!
Bin ich ein Mensch aus Afrika

Regen — Negar.

Verschiebungs-Aufgabe.

Dublin
Leon
Bernau
Goldberg
Sion
Hannover

Diese Städtenamen sind seitlich so zu verschieben, bis zwei benachbarte senkrechte Buchstabenreihen zwei europäische Hauptstädte nennen.

Hannover
Sion
Goldberg
Bernau
Leon
Dublin

Berlin — London.

Morgenlied.

Steht auf, ihr lieben Kinderlein!
Der Morgenstern mit hellem Schein
Läßt sehn sich frei, gleichwie ein Held,
Und leuchtet in die ganze Welt.

Willkommen sei, du lieber Tag!
Vor dir die Nacht nicht bleiben mag;
Leucht' uns in unsre Herzen fein
Mit deinem himmlischen Schein!

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Ein schweres Verhängnis.

Erzählung von A. Römer-Eisleben. Uebersetzt von P. Römer-Berlin.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie konnte sich augenblicklich keine rechte Antwort darauf geben. Sie trug den Kaffee wieder hinaus und überlegte ernstlich, was sie zu tun habe.

Sie ging nochmals in ihres Herrn Zimmer und legte ihr Ohr an die Kammertür. Nichts regte sich. Sie wagte aber nicht die Tür zu öffnen und sich persönlich zu überzeugen, ob Herr Hellmuth noch im Bette liege. Kopfschüttelnd ging sie hinaus in ihre Küche, um ihre gewohnte Hantierung vorzunehmen. Aber es wollte ihr heute nicht recht von der Hand gehen, eine innere Unruhe trieb sie hin und her. Endlich hatte sie einen festen Entschluß gefaßt. Sie band schnell die abgelegte weiße Schürze wieder um und eilte nach unten. Hier wohnte im Hofe der alte Hausmann Joseph Albeck, kurzweg von allen der alte Joseph genannt. Sie traf ihn im Hofe, wie er kopfschüttelnd einen prächtigen Bernhardiner betrachtete, der alle viere von sich streckte.

„Sie hat wohl von oben gesehen, daß das treue Vieh die Nacht verreckt ist?" sagte Joseph, nachdem er den Morgengruß der Haushälterin erwidert hatte.

„Es ist schade um das Tier, es war treuer, als mancher Mensch, war gestern abend noch ganz auf den Beinen, begreife gar nicht, was seinen Tod verursacht haben kann. Wunderte mich schon, daß es die Nacht, als ich vom Fest heimkam, mir nicht entgegensprang; freilich hatte ich es nicht von der Kette gelöst, deshalb legte ich mich ruhig schlafen."

„Gewiß, es ist recht schade um den guten Tyras," sagte die Haushälterin, „aber ich komme nicht wegen ihm herab, ich wollte mir nur einen Rat von Euch holen."

Joseph brummte etwas Unverständliches vor sich hin, horchte aber sofort auf, als er begriff, um was es sich handelte.

„Da ist sicher etwas passiert," sagte er, „wollen uns gleich oben überzeugen davon, vielleicht hat der gute Hellmuth einen Schlag bekommen und liegt hilflos im Bette."

Sie stiegen, so schnell sie konnten, die Treppe hinauf. Joseph schritt behend voran und öffnete leise die Tür. Beide aber prallten zurück, als sie das Bett ihres Herrn ganz unberührt fanden.

Sie sahen sich ganz verdutzt an, und jedem stand die Frage auf dem Gesicht: Was nun?

„Sollte Herr Hellmuth," sagte Joseph, „vielleicht nach unserem Fortgange nochmals ins Geschäftszimmer gegangen und ihm hier etwas zugestoßen sein?"

Sie stiegen wieder treppab, die starke eiserne Tür zu den Kassenräumen aber war fest verschlossen.

Die Sachlage wurde immer verwickelter. In einer halben Stunde kamen der zweite Kassierer und der Buchhalter, aber so lange durfte nach Josephs Meinung nicht mehr gewartet werden. Hier war jede Minute kostbar. Ein Griff an die schwere, eisenbeschlagene Tür zum Kassenzimmer belehrte ihn, daß sie noch fest verschlossen sei.

Nun eilte er hastigen Schrittes davon, um den zweiten Kassierer, Herrn Köller, von der Sachlage in Kenntnis zu setzen. Die Wohnung desselben lag nur wenige Schritte vom Gewerkenhause entfernt, und Joseph dachte ihn um so sicherer anzutreffen, als er wußte, daß die Frau desselben schwer krank darnieder lag.

Joseph konnte aber nur die barmherzige Schwester, welche die Pflege der Frau Köller übernommen hatte, sprechen. Diese nun sagte ihm, daß Herr Köller noch gegen elf Uhr in vergangener Nacht im Auftrage des Herrn Hellmuth eine kurze Reise angetreten habe, von der er erst im Laufe des Vormittags zurückkomme.

Nun war auch Joseph mit seiner Kunst zu Ende. Als er wieder auf die Straße kam, schlug es gerade acht Uhr. Er traf hier mit Herrn Rokowsky, dem Buchhalter, zusammen, welcher auf dem Wege zum Geschäft war. Joseph berichtete ihm die ganze Sachlage, worauf Herr Rokowsky bedächtig mit dem Kopfe schüttelte und etwas von Polizei murmelte. Er begab sich sofort auf das nahegelegene Polizeiamt, erzählte das Gehörte dem anwesenden Beamten und bat ihn, das weitere zu veranlassen.

Es dauerte denn auch nur eine kurze Zeit, da kam der Herr Bürgermeister in Begleitung eines Polizisten, um Licht in das Dunkel zu bringen. Auch Herr Dittmar war inzwischen durch einen Boten benachrichtigt worden.

Nach Sachlage der Dinge war das Nächstliegende, die Kassenräume zu untersuchen, vielleicht war hier Herrn Hellmuth etwas zugestoßen. Da außer Herrn Dittmar niemand einen Schlüssel hierzu besaß, wurde schleunigst ein Schlosser zum Oeffnen beordert. Doch erklärte der dies für eine Unmöglichkeit, da der Schlüssel von innen im Schlosse stecke.

Nun war guter Rat teuer. Die Fenster waren von innen ebenfalls durch schwere, eiserne Laden verschlossen, ein Eindringen in die Kassenräume also fast unmöglich.

Da wußte der alte Joseph endlich einen Rat. Der

von fünf bis sechs Meter hohen Mauern umgebene Hof enthielt außer seiner Wohnung den Materialienschuppen, von diesem aus führte eine sonst nie benutzte Tür in den Arbeitsraum des Buchhalters, dieses Zimmer stand nun wieder durch eine Tür mit den Kassenräumen in Verbindung, jedenfalls war es also auf diese Weise möglich, in dieselben zu gelangen.

Der Materialienschuppen und die Tür zu dem Arbeitszimmer des Herrn Rokowsky waren fest verschlossen, doch wurden sie mit den von Joseph aus dem Wohnzimmer seines Herrn geholten Schlüsseln nach einiger Mühe durch den Schlosser geöffnet. Die Besichtigung der Räume ergab nichts Verdächtiges.

Die Verbindungstür des letzten Zimmers mit dem Kassenraume war ebenfalls mit Eisenplatten versehen. Sie war geschlossen, doch gab sie einem Drucke auf die Klinke sofort nach. Da der Raum zunächst noch dunkel war, konnte man nichts Verdächtiges sehen. Joseph öffnete schnell einen der eisernen Fensterladen.

Da zeigte sich allen ein grauenhaftes und tieftrauriges Bild. — Herr Hellmuth lag entseelt neben dem geöffneten Kassenschranke. Am Hinterkopfe zeigten sich mehrere blutige Wunden. Der schnell herbeigeholte Arzt konnte nur feststellen, daß der Tod bereits vor sechs bis acht Stunden eingetreten sein müsse.

Inzwischen war auch Herr Dittmar herbeigeeilt. Er war furchtbar erschüttert. Hatte er diesen, seinen ältesten Beamten und langjährigen Freund doch vor wenigen Stunden noch rüstig und gesund verlassen. Er schluchzte laut auf und wußte sich kaum zu fassen.

So eine ruchlose Tat hatte das Städtchen wohl noch niemals in Unruhe versetzt. Ein furchtbarer Schrecken ergriff jeden bei der mit Blitzesschnelle sich verbreitenden Kunde. Niemand dachte daran, seiner gewöhnlichen Beschäftigung nachzugehen.

Für die Sicherheitsbehörden war selbstverständlich die Beantwortung der Frage: Wer ist der Täter? die Hauptsache.

Es wußte aber weder Joseph noch Herr Dittmar irgendeine Person namhaft zu machen, die sie einer solchen grausamen Tat für fähig hielten.

Da der offene Geldschrank nur noch sehr wenig an Münze aufwies, so lag ein Raubmord vor. Herr Rokowsky wurde beauftragt, die fehlende Summe mit Hilfe der Bücher einstweilen festzustellen.

Der Herr Bürgermeister begab sich umgehend in die Wohnung des zweiten Kassierers Köller, denn hier meinte er, mußte der Faden zur Klärung des traurigen Rätsels zu finden sein.

Er traf Frau Köller noch immer schwer an Lungenentzündung erkrankt. Die Diakonisse sagte dagegen aus, daß Herr Köller vom Kirchgange sofort nach Hause gekommen und während des ganzen Nachmittags sich nicht entfernt habe. Gegen einhalbneun Uhr abends habe ihm ein Knabe die Botschaft überbracht, er möge schnell einmal zu Herrn Hellmuth kommen. Nach einer halben Stunde ungefähr sei er zurückgekommen, habe sich umgezogen und dann erklärt, er müsse im Auftrage seines Vorgesetzten die Nacht noch eine Reise antreten, er hoffe aber, heute im Laufe des Vormittags noch zurück zu sein, er habe darauf herzlich Abschied von seiner Frau und seinem ungefähr vierjährigen Knaben genommen, wobei ihm die Tränen über die Wangen gelaufen, und sei dann davongeeilt. Jedenfalls habe er den einhalbelf Uhr abgehenden Schnellzug benutzt.

Das war eine magere Nachricht, indes für die findige Polizei genügte sie zu weiteren Nachforschungen.

Eine Nachfrage am Fahrkartenschalter des Bahnhofes bestätigte die Aussage der Diakonisse. Herr Köller war mit dem Schnellzuge abgefahren, er habe einen Fahrschein bis Lüttich verlangt. Ein solcher habe ihm aber nicht ausgehändigt werden können, sondern ihm sei bedeutet worden, daß er einen solchen nur in Breslau oder Dresden erhalten könne. Herr Köller habe darauf eine Fahrkarte bis Breslau gelöst, augenblicklich sei er jedenfalls auf der Fahrt zwischen Dresden und Köln, wenn er die angegebene Fahrt innegehalten habe.

Gerichtlicherseits war inzwischen eine genaue Aufnahme des Sachverhalts festgestellt. Herr Hellmuth war jedenfalls beim Zu- oder Aufschließen des Hauptkassenschrankes von hinten überfallen worden. Einige wuchtige Schläge auf den Hinterkopf hatten ihn zunächst betäubt, er war nach vornüber gefallen, worauf einige weitere Schläge in die Schläfengegend sofort den Tod herbeigeführt hatten. — Das schwere, eiserne Lineal, welches neben der Leiche gefunden und mit dem die Schläge ausgeführt sein mußten, wurde sowohl von Joseph, als auch von Herrn Rokowsky als das des Herrn Köller bezeichnet; ersterer fügte noch hinzu, daß der Betreffende es sonst stets sorgfältig in sein Pult zu verschließen pflegte, wenn er heimgehe. Ob es beim Schließen der Fensterladen noch dagelegen, wußte Joseph nicht anzugeben.

Nach Abschluß der Bücher ergab sich ein Fehlbetrag von dreißigtausend Mark in der Hauptkasse. Es fehlten fünfundzwanzigtausend Mark in Wertpapieren und fünftausend Mark in Gold. Auch in der von Herrn Köller verwalteten Nebenkasse fehlten fünfhundert Mark. Die Oeffnung des betreffenden Geldschrankes war leicht erfolgt, da Herr Dittmar ebenfalls einen Hauptschlüssel dazu besaß. Das Netz zog sich immer dichter um Herrn Köller. Jedenfalls war die Reise nach Lüttich nur ein geschickter Schachzug, um die Behörden von der richtigen Fährte abzulenken.

Herr Dittmar erklärte zwar, daß in Lüttich eine Wasserhebemaschine bestellt sei und es Herrn Hellmuth wohl habe einfallen können, persönlich einen Boten dorthin zu schicken, um die Fertigstellung zu beschleunigen. Zu welchem Zwecke aber eine plötzliche und schnelle Abreise nötig gewesen und wozu die Mitnahme der bedeutenden Summe Geldes, das wußte auch Herr Dittmar nicht zu sagen.

Nun spielte der Telegraph in fieberhaftter Weise. Alle Hauptstationen in allen Richtungen wurden angewiesen, Herrn Köller zu verhaften, da er dringend eines Raubmordes verdächtig sei. Seine Kleidung usw. konnte man ganz genau feststellen. Es war also gegründete Hoffnung vorhanden, des Mörders habhaft zu werden.

Es traf denn auch in der Nacht noch ein Telegramm des Inhalts ein, daß die Festnahme des Mörders in Köln erfolgt sei.

3. Kapitel.

Die Schwurgerichtsperiode nahte heran. Das Hauptinteresse beanspruchte diesmal natürlich der „Fall Hellmuth-Köller. Nicht nur in Gl., sondern in allen dortigen Bergwerksrevieren sah man der Entscheidung, die eigentlich gar nicht zweifelhaft sein konnte, mit hochgradiger Erwartung entgegen. Ein Verdacht nach irgendeiner anderen Richtung war trotz aller Bemühungen nicht aufzufinden gewesen. So lag der Fall sonnenklar, nur war man gespannt auf die Beweggründe, die einen solch gebildeten und in solch einer gutbezahlten Stellung befindlichen Mann zu solch schrecklicher Tat gebracht hatten.

Die Verhöre nahmen ihren Anfang. Kaum hätten die aus Gl. Herrn Köller wiedererkannt. Die sonst angenehmen, vollen Züge des Verbrechers waren schrecklich verfallen; die ihm im Gefängnis kurzgeschorenen Haare, der ergraute Bart, die vorgebeugte Haltung, der schleppende Gang, alles dies trug dazu bei, Herrn Köller für diejenigen unkenntlich zu machen, die den kaum Vierzigjährigen in besseren Tagen gekannt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Leben heißt nicht atmen, sondern handeln; es heißt, sich unserer Organe, unserer Sinne, Fähigkeiten, kurz, sich aller der Teile von uns bedienen, welche uns die Empfindung unseres Daseins verleihen. Nicht der Mensch hat am meisten gelebt, welcher die höchsten Jahre zählt, sondern der, welcher sein Leben am meisten empfunden hat.

Rousseau.

Fingerabdrücke und ihre kriminalistische Verwendung.

(Nachdruck verboten.)

Die Gewinnung der Fingerabdrücke ist höchst einfach. Man rollt mit einer Gummiwalze gewöhnliche Druckerschwärze ziemlich dünn auf eine Metallplatte und drückt dann die Fingerspitzen, nachdem man sie vorher gereinigt, in leicht drehender Bewegung in die Farbe und nachher auf das Papier unter leichtem Druck. Alle zehn Fingerspitzen kommen auf einen Bogen, im oberen Drittel findet man die Finger der rechten Hand, in der Mitte diejenigen der linken Hand und im unteren Drittel links den nicht gerollten gleichzeitigen Abdruck der vier Finger der linken Hand und rechts der rechten Hand ohne Daumen. Dieser letztere Aufdruck hat den Zweck, zu kontrollieren, daß die obenstehenden Finger in der rechten Reihenfolge aufgedrückt worden sind in den dazu bestimmten Rubriken. Wie bei der Anthropometrie, so spielen auch bei der Daktyloskopie die Namen nur eine sekundäre Rolle. Das wäre nun die eine Hauptaufgabe der Daktyloskopie, die Aufnahme eines Fingerabdruck-Signalements des Verbrechers und seine Registrierung. Eine zweite Hauptaufgabe besteht darin, die unbeabsichtigten Fingerabdrücke am Tatorte zu erheben und für die Strafrechtspflege zu verwerten. Der Mensch hat an den Fingern ein feines Tastgefühl, die Haut ist immer mehr oder weniger mit Schweiß bedeckt, und so ist es natürlich, daß an allen Gegenständen, welche berührt werden, die Spuren dieses Schweißes oder Fettes zurückbleiben und die Figuren der Papillarlinien abgebildet werden. Waren die Finger wirklich noch beschmutzt mit Ruß, Farbe, Mehl, Blut usw., so findet sich der Abdruck um so deutlicher vor. Diese Grundsätze sind für den Kriminalprozeß äußerst wichtig, indem Abdrücke solcher Art gar keine Seltenheit sind, und zwar häufig in ganz deutlicher Form, meistens aber nur für das geübte Auge des Daktyloskopen sichtbar. Das ermöglicht, festzustellen, ob eine bereits daktyloskopisch aufgenommene Person am Tatorte war oder nicht, aber auch Abdrücke von einem nicht daktyloskopisch behandelten Individuum können wichtig sein, und zwar zur Ueberführung eines Verdächtigen oder zur Entlastung eines solchen. Das Aufsuchen und Fixieren solcher Spuren ist nicht so schwierig. Zunächst trachtet man, alle Gegenstände, welche vom Täter hätten berührt werden können, nicht durch dritte Personen oder selbst zu berühren, dann wird alles genau abgesucht mit Licht und seitlicher intensiver Beleuchtung und mit Lupe. Alle einigermaßen in Frage kommenden Objekte werden mit feinem Pulver abgestäubt. Zu diesem Sichtbarmachen der Abdrücke wird je nach der Unterlage Graphitpulver, gefärbtes Lykopodium, Indigopulver, Aluminiumpulver, Kreide, Kaolin und dergleichen verwendet, und zwar für Glas, helle Stoffe, weißes Papier hauptsächlich Indigo und für dunklen Untergrund Kreidepulver oder etwas Aehnliches. Die Stellen, an denen man Spuren vermutet, werden mit einem feinen Haarpinsel mit dem Pulver bestrichen, oder man bläst es auch mit Zacherlinspritze oder Glasrohr auf, und nachher wird das Pulver wieder weggeblasen. Die Rückstände bleiben dann an dem von den Papillarlinienkerbungen abgegebenen Fett kleben, und so erhält man ein Bild, das dann leicht photographiert werden kann. Das Photographieren und Vergrößern solcher Spuren bietet keine besonderen Schwierigkeiten mehr. Die Vergleichung der gefundenen Fingerabdrücke mit denjenigen eines Verdächtigen ist dann Sache des Daktyloskopen und fordert sorgfältige Prüfung.

Was das Bild der Fingerlinien betrifft, so scheinen die Papillarlinien auf den ersten Blick nur ein Wirrsal von Strichen zu sein, indessen zeigt eine kurze Prüfung bald, daß verschiedene Muster vorhanden sind, unter denen man Bogen, Schlingen, Wirbel und zusammengesetzte Muster unterscheidet. Diese Muster werden nun zuerst eingeteilt in sogenannte L-Muster, d. h. Lasso- oder Bogenmuster, bei welchen sämtliche Linien von einer Seite aufwärts laufen, oben einen Bogen oder eine Schlinge bilden und dann auf der anderen Seite hinab wieder nach der Anfangsrichtung hinauslaufen, und dann in W-Muster, vom Ausdruck Wirbel hergenommen; hier bilden die Linien kleine Kreise oder Wirbel und Schnecken. Die erste Hauptgruppe, die L-Muster, hat nun folgende Untergruppen: entweder eine Schlinge, Muster nur mit einem Delta, d. h. nur einer Gabelung von Linien oder einen Bogen, bei welchem alle Linien unter Beschreibung eines Bogens von der einen Fingerseite nach der anderen verlaufen. Bei den Schlingen endlich unterscheidet man noch Ulnarschlingen oder Radialschlingen je nach der Mündung der Schlinge nach dem Ulnarknochen oder dem Radiusknochen. (Ulnar auf Seite des Kleinfingers, Radius auf Seite des Daumens.) Bei den Bogen unterscheidet man sodann entweder einfache Bogen oder tannenartige Bogen. Die W-Muster, bei denen stets zwei Delta vorhanden sind, werden in Schneckenmuster, zusammengesetzte Muster und zufällige Muster geteilt, und bei den zusammengesetzten Mustern unterscheidet man dann noch Zentraltaschen, Doppelschlingen und Zwillingsschlingen. Eine große Sammlung von Fingerabdruckkarten kann für Erkennungszwecke nur dann mit Erfolg Dienste leisten, wenn die Karten nach einer genau geregelten Methode geordnet und registriert werden, welche es ermöglicht, eine Identifizierung rasch durchzuführen. Es gibt eine ganze Reihe solcher Klassifikationsmethoden, beinahe jeder Staat, welcher die Daktyloskopie eingeführt hat, besitzt eine andere. Wie der schweizerische Polizeikommandant Jost vor kurzem in einem Vortrage in Bern ausführte, werden in Wien, Berlin, Bremen, Dresden, München jährlich 400 bis 700 Personen identifiziert, welche sich falsche Namen beigelegt haben. Berlin besaß im Jahre 1911 bereits über 100 000 Registerkarten.

*

Ein wenig abgeändert.

Das Telephon funktionierte wieder einmal nicht, und der Chef erklärte, er werde jetzt einmal persönlich aufs Amt gehen, da telephonische Beschwerden nichts nützten. Unterwegs präparierte er etwa folgende Rede: „Zum Donnerwetter, was ist denn das für eine Zucht mit dem verflixten Apparat. Eine Stunde haben wir wieder geklingelt wie die Narren und konnten keinen Anschluß kriegen. Glauben Sie vielleicht, wir bezahlen das schwere Geld zum Vergnügen? Wenn Sie nicht sofort jemand schicken, der das verdrehte Ding wieder in Ordnung bringt, dann können Sie es überhaupt ganz abnehmen lassen, und ich werde an die Zeitungen schreiben, daß — usw."

Als er sich auf dem Amte melden ließ, wurde er von einer reizenden, jungen Dame empfangen, die ihn mit liebenswürdigem Lächeln fragte, womit sie ihm dienen könne.

Und seine Antwort lautete: „Ach, liebes Fräulein, unser Apparat ist nicht ganz in Ordnung, und das ist etwas störend. Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie so bald wie möglich einen Beamten zu uns schicken wollten, um nachzusehen, was nicht stimmt."